

Werk

Titel: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit; Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556861817_0004

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817_0004

LOG Id: LOG_0152

LOG Titel: Weinmond. Num. X.

LOG Typ: periodical_issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556861817

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556861817>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Fig. 1.

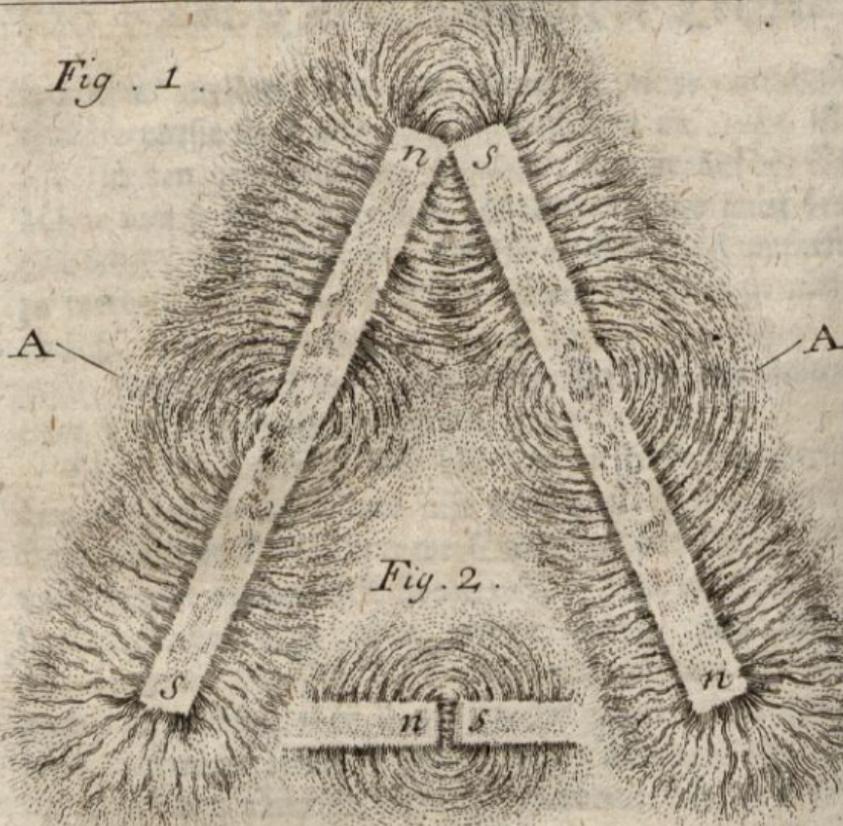


Fig. 2.

Fig. 3.

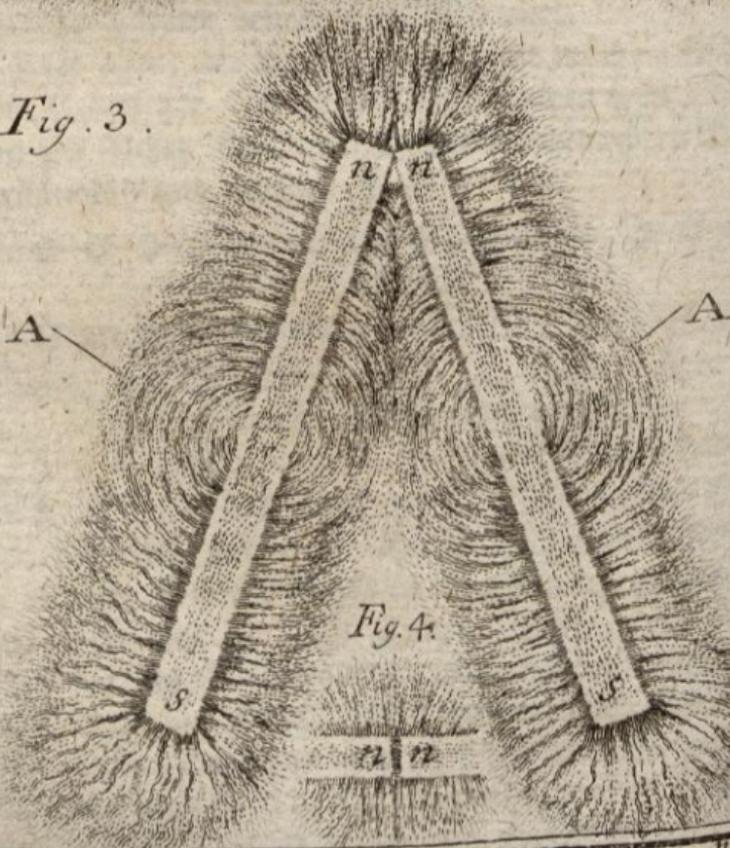


Fig. 4.

Das Neueste

aus der

anmuthigen

Gelehrsamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui seul Auteur;

Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Weinmond 1754.



Leipzig,

By Bernhard Christoph Breitkopf.

Num. X. 1754.

Inhalt.

- I. Description des courants magnetiques, dessinés d'apres Nature
- II. Herrn D. Pastorius Neujahrsrede an den großen Rath zu Straßburg.
- III. Herrn Prof. Wiedeburgs Nachricht von alten Manuscripten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts.
- IV. Ode an Herrn Büttner.
- V. Briefe an einen jungen Prinzen von einem alten Manne.
- VI. De Animi immortalitate Poema.
- VII. Geschichte der Akad. der schönen Wissensch. zu Paris. VII. Theil.
- VIII. Der Schwärmer, eine Sittenschrift. I. und II. Band.
- IX. Herrn Prof. Richens Idioticon Hamburgense.
- X. Herrn M. Kelzens zwölf heil. Charfrentagsreden.
- XI. Plutarchs Lebensbeschreibungen. VIII. Theil.
- XII. Herrn M. Hentschens Anweisung zu den mathematischen Wissenschaften.
- XIII. Neue Fabeln und Erzählungen.



I.

Description des courants magnétiques, dessinés & gravez d'après Nature en XV planches, suivie de quelques observations sur l'aimant par Mr. ***, de l'Academie des belles Lettres de la Rochelle, & Corresp. de l'Acad. R. de Sciences de Paris. A Strasbourg chez le Roux 1753. in 4. p. 52.



Der Verfasser dieses Werkchens unterschreibt sich bey der Zuschrift an den Card. von Soubise, Bazin, und ist schon durch andre Schriften als ein alter Bürger der gelehrten Republik

bekannt.

Daß die magnetische Materie durch diese Steine durchfließe, und gleichsam stromweise auf beyden Enden heraus und hineinfahre, hat man lange gewußt. Man hat solches bemerken können, wenn man einen Magnet auf eine glatte Fläche eines Papiers, oder Messings, oder Marmors gelegt, und ihn hernach mit Feilstaub bestreuet hat. Denn da haben sich diese Eisentheilchen rings um in eine gewis-

wisse Ordnung geleyet, daran man die Ströme der magnetischen Materie deutlich erkennen können. Allein so schön diese Erfahrung ist, so wenig Nutzen hat man daraus gezogen. Man hätte mehr Versuche damit anstellen sollen, und die Beobachtungen darüber zu mehrern Entdeckungen brauchen können.

Dies nimmt sich Herr Bazin vor zu thun. Ein Kaufmann und Schiffer ist zufrieden, daß der Magnet seine Pole nach Norden kehret. Aber der Weltweise will die Quelle dieser Wendung erforschen; und die Kraft ergründen, womit er das Eisen zieht. Die Ursache von beydem ist in den magnetischen Strömen zu suchen. Die Natur ist sehr sparsam. Wenn sie durch einerley Mittel zweyerley ausrichten kann; so thut sie es gern. Dieselbe Luft, die uns im Athmen das Leben fristet, treibt auch Windmühlen und Schiffe. Ein Weltweiser ist nicht zufrieden, daß er dieses wisse; er will die Natur selbst auspähen, und begreifen, wie es zugeht und geschieht.

Als der Verfasser sich alles, was vom Magneten handelt, bekannt gemachet hatte, wollte er sich ein eigen Lehrgebäud davon aufführen. Er that es, und trug es einem bekannten Gelehrten vor, der die Sache verstund: aber dessen Einwürfe stießen es fast ganz zu Boden. Es gründete sich mehrentheils auf die magnetischen Ströme, so wie sie in den gemeinen Naturlehren stehen. Daraus schloß der Verfasser, daß unsre Wissenschaft und Kenntniß derselben noch sehr unvollkommen sey. Er wünschte dabey dieselben sichtbar machen zu können, oder

wel-

welches gleichviel ist, ihren Lauf und dessen Beugungen in deutlichen Spuren leserlich zu machen.

Die alte Erfahrung mit dem Feilstaub wies ihm die Möglichkeit davon. La Hire hatte sich derselben schon bedienet, seine Wirkungen zu erklären. (S. die Schrift. der kön. Akad. der Wiss.) Muschenbroef war noch weiter darinn gegangen. Dieses munterte den Verfasser auf, auch sein Heil zu versuchen, ihre Fehler zu verbessern, und den magnetischen Strom in so vielen Veränderungen zu betrachten, als es ihm möglich seyn würde; um seinen Lauf gewisser zu machen, und seine Natur zu erklären.

Die ersten Versuche gelungen ihm besser, als er gehoffet hatte. Seine Freunde sahen mit Vergnügen den Feilstaub auf mehr als zwanzigerley Art sich bewegen; nachdem er etliche Magneten in die Nähe brachte. Er bediente sich des feinsten Stahlstaubes, und dieser zeigte aufs genaueste alle Bewegungen der magnetischen Ströme. Er nahm endlich auch solch Stahlpulver, dessen die Aerzte sich in gewissen Krankheiten bedienen. Und dadurch zeichnete sich alles so genau ab, als ob es in Kupfer gestochen wäre. Diese Versuche zeigten ihm nun die bisher sehr unbekanntenen magnetischen Wirbel, und was ihnen begegnet, wenn entweder zween widrige Pole einander begegnen, oder zween ähnliche sich nähern. Er sah, wie sie das nahe Eisen ergriffen, bisweilen anzogen, bisweilen zurück stießen; und wie es gleichsam einen Nord und Südpol, ja den Gleichungskreis, (Aequator) bezeichnete. Dieses suchet er nun in diesem Werkchen den Lesern vor Augen

zu legen; indem er alle seine Beobachtungen abzeichnet und in Kupfer stechen lassen.

Ein bewaffneter Magnet ist sehr ungeschickt zu dergleichen Beobachtungen. Man kann ihn gar nicht so bequem zu andern Magneten legen, um die gegenseitigen Wirkungen daran wahrzunehmen. Diesem Uebel auszuweichen, hat er sich etliche stählerne Platten machen lassen, dergleichen man in dem Kupfer dieses Monats sieht. Sie sind nicht dicker, als ungefähr eine halbe Linie, bisweilen eine ganze, oder anderthalb. Nach dem er sie magnetisiret, legte er sie auf seinen Tisch in eine beliebige Lage, legte ein weißes Papier darüber, und streuete sodann Feilstaub von Stahl oder Eisen darauf. Um aber selbigen gleich dicht streuen zu können, siebete er es durch ein kleines Haarsieb von seidenen Fäden. In währendem Fallen dieses Staubes, ordnet und richtet sich derselbe von sich selbst: um ihm nun zu helfen, damit er die ganze Zeichnung fein richtig darstelle, muß man mit einem Schlüssel oder Finger ein wenig unter das Tischblatt klopfen, damit sich die Stäubchen heben, und die gehörige Lage des magnetischen Stromes annehmen können.

So wird nun der ganze magnetische Strom, oder Wirbel sichtbar, und zeigt auf dem Papiere, wie er sich in den verschiedenen Lagen der Stahlplatten verhält. Man kann die verschiedenen Veränderungen desselben alsdann bequem abzeichnen, und darf nicht besorgen, daß man Einbildungen, und Erfindungen zu Markte bringe; wie Cartesius, und andre gethan haben. Die wenigen Figuren, die wir

wir mittheilen, können einen Begriff von den übrigen machen, die sich bis auf 15 erstrecken. Wir müssen aber auch einige Betrachtungen des Verfassers zur Probe mittheilen.

Die 1. Fig. zeigt zwei magnetisirte Stahlplatten, die sich durch die freundschaftlichen Pole N. und S. d. i. Nord und Süd, berühren, unten aber aus einander gehen. Da diese beyden Pole diejenigen sind, wodurch eine Platte die andere an sich zieht, so zeigen sie, wie es damit zugeht; und wie der magnetische Fluß sie durch krumme Linien über und unter dem Berührungspuncte ergreift. Mitten auf jeder Platte kann man einen kleinen Wirbel bemerken, der sich um selbige bey A. A. bildet, und deren Durchschnitt man den magnetischen Gleichungskreis (Aequator) nennet. Die beyden untern Pole bemerken keine Ungleichheit in dem Ausflusse der magnetischen Materie.

Entfernet man aber diese beyden Schenkel soweit, daß die Platten in einer geraden Linie zu liegen kommen, wie in der 2. Fig.: so sieht man den kreisartigen Fluß, der sie vereinigenden Materie nur desto schöner. Man könnte sich zwar einbilden, daß der schwarze Strich, der zwischen beyden entsteht, eine Absonderung, oder ein Zurückstoßen beyder Platten bedeutete: allein er bemerkt, daß es nur eine Wirkung des daselbst gehäuften Feilstaubes ist, der die Berührungslinie bedeckt hat, weil er von beyden Platten dahin getrieben worden.

Die 3. Fig. stellet zwei magnetisirte Platten vor, die sich mit ihren beyderseitigen Nordpolen N. N. berüh-

berühren, die einander zuwider sind, und also einander weder anziehen noch leiden können. Die Stellung und Lage des Feilstaubes zeigt die Ursache davon: wenn man sie mit der vorigen vergleicht. Wenn nämlich hier die magnetische Materie aus den Polen strömet, so fährt sie gerade zu, und diese widrigen Ströme stoßen in einander, ohne sich zu vermischen. Die innere Spitze des Zwischenraums der Platten, die in der ersten Fig. ganz voller Feilstaub lag, ist hier ganz leer; und alles, was man dahin streuen will, wird immer weggetrieben. Etwas tiefer herab, wenden sich die herausströmenden Theilchen unterwärts, ohne sich zu vermischen, bis sie an die Wirbel des Aequators kommen.

Leget man aber die beyden Nordpole in gerader Linie gegen einander, wie in der 4. Figur, so entweicht der magnetische Strom von beyden Seiten, ohne sich, wie vorhin, zu krümmen. Leget man auch die beyden Süderpole dergestalt aneinander, so geschieht eben das.

Dies sind nun die beyden einfachesten Versuche, die wir unsern Lesern in Figuren vorlegen können. Die folgenden sind viel zusammengesetzter, aus drey, vier und mehr solchen magnetischen Platten, die bald kürzer, bald länger sind, bald parallel, bald in rechten Winkeln, oder perpendicular, und zwar theils an dem Ende, theils in der Mitten an einander gesetzt werden. Ueberall sieht man die wunderbaren Richtungen des magnetischen Stromes, nachdem die Pole freundschaftlich, oder feindlich sind. Bey allen machet der Herr Verf. seine Anmer.

merkungen, und setzet dadurch die Lehre von den Magneten in ein viel helleres Licht, als man bisher davon gehabt hat.

Endlich füget er Platten in Gestalt eines Hufeisens, theils allein, theils neben einer geraden Platte, und noch eine, wie der Buchstab S gestalt, bey. Allenthalben zeigen sich verschiedene und wunderbare Richtungen des Feilstaubes, und folglich der ausströmenden Materie. Hierauf folget eine stählerne Zirkelplatte, die in der Mitte ausgeschnitten ist; und die gleichsam eine Erdkugel im Durchschnitte vorstellet. Den Schluß machen zwei gegen einander gefehrte Hufeisen, oder Halbzirkel, deren feindliche Pole einander nahe liegen. Was dieß alles für Veränderungen in dem Feilstaube gebe, kann ein jeder sich leicht vorstellen.

Da der Herr Verf. nun auf die Schlüsse kömmt, die sich aus diesen neuen Erfahrungen ziehen ließen: so ist er so behutsam, daß er noch keine wagen will. Er sieht vorher, daß andre Naturforscher noch mehr dergleichen Versuche anstellen werden; und er besorget also, daß es noch zu zeitig seyn möchte, etwas festsetzen zu wollen. Er besorget auch nicht ohne Grund, daß diese neuen Erfahrungen, davon man vorhin nichts gewußt hat, die Erklärung der magnetischen Anziehung viel eher schwieriger machen, als erleichtern dürften. Denn wer kann sich einbilden, daß der Schöpfer ein solches flüssiges Wesen, welches um und durch die Erdkugel fließt, uns überall umgiebt und einschließt, ja alles durchdringet, bloß dazu bestimmet habe, uns durch das Schauspiel

spiel eines kleinen Steines zu belustigen, oder höchstens eine Nadel nach Norden zu lenken?

Gewiß, man müßte sehr schlechte Begriffe von den Absichten eines allweisen und allmächtigen Wesens haben, wenn man ihm solche Kleinigkeiten zu vertrauen sollte. Ohne Zweifel muß die magnetische Materie viel wichtigere Ursachen und Vortheile in dem Weltbaue haben; und Wirkungen hervorbringen, die wir nicht kennen, und vielleicht dereinst entdecken werden. Sollte sie wohl unglücklicher seyn, als die elektrische, die mit so vielem Glanze aus dem Dunkeln hervorgebrochen; und sich in so vielen wunderbaren Erscheinungen gewiesen, da sie so viel Jahrhunderte hindurch, nur in einem einzigen Stücke bekannt gewesen? Dieses muß die Weltweisen aufmuntern, der Sache fleißiger nachzuforschen.

Es ist auch noch ein Anhang zu dieser Schrift von etlichen Bogen mit neuen Figuren heraus, darinn der Herr Verfasser noch mehr Versuche beschrieben hat. Wir reden künftig davon.



II.

Neujahrsrede, so an E. E. großen Rath der königlich-freyen Stadt Straßburg in offener Rathsstube den 1ten Jenner 1753. gehalten worden ist, von Johann Martin Pastorius, der Rechten Doctor, und gedachten Raths Advoc. und Procurat. Ordin.



Da wir schon zu andrer Zeit von einer in Straßburg auf dem Rathhause gehaltenen schönen deutschen Rede Nachricht gegeben: so tragen wir kein Bedenken, auch folgende unsern Lesern ganz mitzutheilen. Es ist allerdings zu verwundern, daß diese ansehnliche Stadt, die nun schon so lange dem französischen Zepter unterworfen ist, dennoch der deutschen Muttersprache treu bleibt; ja dieselbe auch öffentlich so rein und schön reden höret, als man sie mitten im Reiche in wenigen Reichsstädten hören mag. Sie ist uns iso erst zu Handen gekommen; sonst würden wir sie längst bekannter gemacht haben. Und welch eine Ehre ist es nicht für die Herrn Sachwalter, daß sie Leute unter sich haben, die mit solcher edeln Art, zu denken, und zu reden wissen.

Frey-Hochwohlgeborne, Hochedelgeborne,
Gestrenge, Hochedle, Veste, Hochge-
lehrte, Hoch- und Wohlweise,
Gnädig Gebiethende Herren!

Unter den alten Völkern haben die meisten denjenigen, so zum ersten das gesellschaftliche Leben und gute Gesetze unter ihnen eingeführt, nicht nur sterblichen Menschen gebührende, sondern auch gar göttliche Ehrenbezeugungen erwiesen. Haben sie es nun gleich hierinnen versehen, daß sie Menschen zu Göttern gemacht; so haben sie doch darinnen nicht geirret, daß sie die Einführung guter

ter

ter Geseze und des gesellschaftlichen Lebens unter den Menschen für eine eben so dankagungswürdige Glückseligkeit, als ihr wirkliches Daseyn auf der Welt gehalten haben.

Und was half es einem? was half es einem jeden durch Glück oder Fleiß, zu Stillung seines Hungers, die edelsten und wohlgeschmacktesten Erdgewächse, zu Löschung des Durstes, einen Bach des hellesten und süßesten Wassers, zu Beschirmung vor Regen und Sonnenschein, den größten und schattigsten Baum, zum Aufenthalte und Vergnügen der Sinnen, die anmuthigste und lustigste Gegend, endlich auch zu Erfüllung der natürlichen Reizungen und Fortpflanzung seines gleichen, die schönste und annehmlichste Gattinn gefunden zu haben; wann er alles dessen nicht so bald genossen, als er schon wiederum von einem andern, dem die Natur vielleicht eine stärkere Hand, oder mehr List verliehen hatte, mit Verdruß davon verdrungen, wo nicht gar seines Lebens darüber beraubet ward.

Wer wollte sich unter uns allen ein solches Leben wünschen? Ist es nicht besser, daß wir in Freude und Lustbarkeit Früchte und Trauben an denen von unsern Vätern gepflanzten Bäumen und Weinstöcken einsammeln, und Kammern und Keller davon anfüllen können? Ist es nicht besser, daß wir bey eben so großer Sicherheit unsere Aernte in die Scheuren bringen, als wir vorhin die Saat in den Boden gebracht haben? Ist es nicht besser, in bequemen und zierlich ausgerüsteten Häusern, als in hohlen Bäumen, oder in unterirdischen Hölen zu wohn?

wohnen? Wer wollte nicht lieber mit Menschen umgehen, Künste und Wissenschaften lieben; was ihm abgeht, von andern einhandeln, und aus allen Enden der Welt herbey führen lassen? Wer wollte nicht lieber, was er mit seinem sauren Schweiß erworben, oder noch zu hoffen hat, auf seine Kinder bringen? Wer wollte nicht lieber diejenigen kennen, die aus seinen Tünden entsprossen sind; und dafür Sorge tragen, daß sein Andenken auch bey der späten Nachwelt fortgepflanzt werde? Wer wollte nicht lieber seine Gattinn, mit der er sich zu leben wünschet, für sich allein behalten? Wer wollte nicht lieber, sage ich, seine Tage in Friede und Ruhe hinbringen, als seine Aecker, seine Kinder, seine Gattinn, sich selbst, der unersättlichen Habsucht, der Misgunst, der Rachgierigkeit geiziger und boshafter Gemüther immerhin ausgesetzt sehen?

Fürwahr, etwas bessers von dem verdorbenen Zustande des Menschen zu gewarten, wäre vergeblich gewesen. Der menschliche Verstand war nicht hinreichend, das wahre Gute von dem Falschen zu unterscheiden; der Willen wurde mit allzugroßer Macht von den verkehrten Vorstellungen und den daraus herfließenden sinnlichen Begierden hingerissen; unser Herz war allzu eigennützig, in seinen Meynungen allzusehr verschieden, von dem, worauf es einmal verfallen, allzuviel eingenommen, über andre sich zu erheben und zu herrschen allzugern geneigt: als daß wir die von der Natur uns geschenkte Freyheit hätten vertragen können; als daß wir ein-

an

ander aufrichtig, ohne Eigennuß, hätten lieben können; als daß wir mit dem, was uns das Glück beschleiden, zufrieden gewesen wären; als daß wir nicht weit mehr nach dem, was andern bereits zu Theil worden war, gestrebet hätten; als daß wir ohne uns selbst zu beunruhigen, zu verfolgen, zu verdringen, nach eigener Willkühr handeln, und dennoch unsere Tage in ungestörter Sicherheit hätten hinbringen mögen.

Zwar wird mancher sagen: sollten wir denn wohl deswegen unglücklicher seyn, wann wir nach eigenem Gefallen leben dürften, wann wir keine Gesetzgeber und keine Richter hätten? Wissen wir nicht aus den fürtrefflichen Gedichten eines Virgilius, eines Ovidius, eines Tibullus und anderer: daß die ersten Menschen, da sie keine Gesetze hatten, dennoch weit gerechter und weit unsträflicher als wir, gelebet haben; die wir deren vielleicht mehr haben, als zu unserer Wohlfahrt dienlich sind? Ja wird nicht unter allen ihren Glückseligkeiten eben diese für die größte geachtet, daß sie von keinem Zwange, von keiner Herrschaft, von keinem Unterschiede der Stände, von keinem Eigenthume, von keinen Gesetzen und von keinen Richtern gewußt haben?

Freylich ist es wahr! daß die Poeten ein vieles von verflorbenen güldenen Zeiten gedichtet haben: allein da überhaupt die Wahrheiten von denselben weder erdacht noch fortgepflanzt, sondern vielmehr benebelt und vertilget worden sind; da sie vorgeben, wir Menschen seyn von dem unglückseligen Deukalion aus Steinen erschaffen worden; da sie mit dem über-

müthigen König Alphonsus mit der Einrichtung des Weltgebäudes nicht zufrieden sind; sondern das ganze Jahr hindurch auf der ganzen Welt einen beständigen Frühling haben wollen: so stimmt auch ihr lieblicher Gesang, so anmüthig er sonst in unsern Ohren tönet, mit dem, was uns die Geschichtschreiber berichten, die uns die Lebensart der ersten Einwohner der Welt vielmehr verächtlich, als schätzbar, vielmehr bedauerns- als nachfolgenswürdig beschreiben, im geringsten nicht überein. Es sind auch die meisten von denen, uns so herrlich angepriesenen Glückseligkeiten so beschaffen: daß keiner unter allen, auch denjenigen, die uns den Abriß davon hinterlassen haben, sich nur wenige Wochen, ja nicht Wochen, sondern Tage, derselben theilhaftig zu seyn, wünschen würde. Ja wir können auch, wann wir daran eine Freude haben, (giebt es doch noch Einöden und unbewohnte Dörter genug, in der Welt!) noch bey weit mehrerer Sicherheit, ohne daß wir der Gesellschaft gänzlich zu entsagen nöthig haben, bey denen nur ungefähr funfzig bis sechzig Tagereisen von uns entfernten americanischen Wilden, noch täglich zum Genusse derselben gelangen.

Hochmüthige oder schmäuchlerische Poeten! Ihr habet uns die Menschen nicht abgemalt, wie sie jemalen gewesen, noch wie sie sind, oder seyn werden; sondern wie ihr wohl Ursache hättet zu wünschen, daß sie wären; oder wie ihr die von ihrer Gemüthsart vermüthlich nicht sonderlich unterrichteten Inwohner des Mondes bereden könntet.

Von den Weltweisen muß ich anders reden. Ich verstehe aber hierunter diejenigen nicht, die selbst das menschliche Herz nie erforschet; die anders geredet, als gedacht; die uns, gleich den Poeten, mit süßen Träumen aufgehalten, mit einem Worte, die nicht alle, die etwa von philosophischen Dingen Bücher geschrieben haben; sondern unter den wahrhaften Weltweisen haben sich von Zeit zu Zeit einige gefunden, die es mit dem menschlichen Geschlechte aufrichtiger gemeynet: die, weil es ihnen nicht sowohl um menschliche Gunst, als um die Wahrheit selbst zu thun gewesen, solche in ihrer natürlichen Blöße vorzutragen, sich nicht gescheuet haben. Ist es ihnen aber besser dafür gelungen, als es etwan unvorsichtigen Hofleuten zu geschehen pflegt, die dem Fürsten, oder auch nur seinem Lieblinge zu nahe ins Spiel gesehen, und nicht Klugheit genug besessen haben, das entdeckte Geheimniß bey sich zu bewahren? Sie sind verachtet, beschimpfet, wo nicht gar heimlich oder öffentlich aus der Welt geschafft worden.

Doch, was brauchen wir uns lange bey den Fabeln der Dichter, und bey den Meynungen der Philosophen aufzuhalten? Was haben wirs nöthig, uns auf die uralten und ungewissen Historien zu berufen? Es ist kein Reich, kein Volk, ja keine Stadt in der Welt, die nicht in ihren Jahrbüchern merkwürdige Exempel aufzuweisen hat, wohin die Menschen, hohe und niedrige, gerathen sind, wann sie vor den Gesetzen sich nicht mehr gefürchtet, oder sich, an keine gebunden zu seyn, haben einfallen lassen.

Lasset

Lasset uns doch nur einen einigen Blick in das benachbarte Deutschland thun, wie es da zugeht, als jeder that, was ihm Recht dünkte, und die Gesetze schweigen mußten: ich will sagen, als solches nur neunzehn, ja was sage ich? kaum vierzehn Jahre lang ohne Oberhaupt gestanden ist: Ob da Redlichkeit oder Bosheit, Ehrbarkeit oder Muthwillen, Freundschaft oder Haß, Ordnung oder Verwirrung, Gelindigkeit oder Grausamkeit, Menschenliebe oder Nordbegierde geherrscht haben?

Alle die zerbrochenen und zerstörten Schlösser und Thürme, die wir auf allen Bergen und in allen Thälern, und in allen Wäldern, ja auch auf dem freyen Felde in großer Menge überall antreffen: gleichwie sie uns nicht ohne Graus und Bestürzung an die Vergänglichkeit menschlicher Macht und Hoheit erinnern; also sind sie auch so viel stumme Zeugen unserer natürlichen Neigungen, ja nicht unserer Neigungen, sondern unserer Unternehmungen, wann wir keinen Richter zu befürchten haben. Zu was haben sie anders gedienet, als abgenommenen Raub zu verbergen, oder doch bevorgestandene Räuberey abzutreiben? Die sich da auf Recht und Billigkeit verließen, sind leider! zu kurz gekommen: die aber am besten rauben und plündern konnten, sind mächtig geworden.

Gleichwohl geschieht auch dieses alles noch täglich zwischen ganzen Nationen, wenn die in Streit wider einander gerathen. Was wir da im Großen wahrnehmen, dürfen wir keck glauben, daß es sich

auch im Kleinen unter den ersten Menschen zuge-
tragen hat, so lange ein jeder sein eigener Herr und
Meister geblieben ist. Ja, ist es möglich, daß es
so weit kommen kann, unter Menschen, die von dem,
was Recht und Billigkeit mit sich bringen, sattsam
unterrichtet, die Mitglieder einer längst eingerichte-
ten Republik, die Christen sind: wie muß es denn
erst unter solchen Menschen aussehen, die weder von
Verbindlichkeit noch Gesetzen etwas wissen? die we-
der von zeitlichen noch ewigen Strafen in ihrem
Leben etwas gehöret? die selbst Richter über ihre ei-
gene Thaten sind? die unter den wilden Thieren in
den Wäldern aufgezogen worden? die den Schöpfer
und Urheber ihres Wesens nicht anders kennen, als
auf die Art und Weise, wie er sich einem jeden
durch das Licht der Natur geoffenbaret hat?

Werden nun auch noch zu unsern Zeiten, wo
nicht Menschen, die ganz und gar außer aller Ge-
sellschaft leben, dennoch ganze Völker gefunden, de-
ren Lebensart von der ersten thierischen Art zu leben
nicht weit entfernert seyn kann: wie glücklich sind
wir demnach alle! daß wir unter solchen Menschen
geböhren worden, die Gesetze haben, und diesen ge-
horchen müssen; daß wir Christen sind, denen das
unendliche Wesen sich vorzüglich vor allen andern Re-
ligionen auf besondere Art geoffenbaret, und den Weg
gezeiget hat, wie sie nicht nur zeitlich, sondern auch
ewig glücklich werden können; daß wir einen König
haben, unter dessen mächtigem Schutze wir ohne
alle Furcht vor äußerlichen und innerlichen Feinden
ruhig und stille leben, und des Unfrigen genießen
könn-

können; daß wir eine gerechte Obrigkeit haben, die dem Armen wie dem Reichen, und dem Fremden wie dem Einheimischen, Recht wiederfahren läßt; daß wir Sitten und Ordnungen haben, die von undenklichen Zeiten her andern Städten und Republiken, so in der Nähe, als in der Ferne, zum Muster gedienet haben; daß wir in einer Stadt wohnen, wo wir alles im Ueberflusse erlangen können, was nur immer das menschliche Herz zur Nothdurft und zur Bequemlichkeit, und zur Lust wünschen und erdenken kann.

Ich bin zu gering, die zu loben, die durch ihre unermüdete Sorgfalt, durch ihre Wachsamkeit, durch ihre Klugheit, uns diese herrliche Vortheile zu erhalten, noch täglich bemühet sind.

Das Opfer meiner Lippen ist weit zu schwach, die zu rühmen, die durch ihre preiswürdige Geschicklichkeit, durch ihre großmüthige Standhaftigkeit und Tapferkeit, durch ihre unverfälschte Liebe und Treue gegen die gemeine Wohlfahrt ihres Vaterlandes uns solche zuwege gebracht haben.

Euer Gedächtniß, theure Landesväter! euer Ruhm! euer unsterblicher Ruhm! ist ja schon längstens der Ewigkeit einverleibet; und wird ohnehin, so lange noch einige Straßburger übrig seyn werden, in unsern Herzen ewig grünen.

Der Herr aller Herren erhalte den König! und überschütte Ihn und Sein ganzes gloriwürdiges königliches Haus, mit der Fülle seines göttlichen Segens.

Er erhalte auch denjenigen, den Derselbe, uns Seine allerhöchste königliche Gnade und Befehle anzudeuten, ausersehen hat. Dich, großer Mann! der Du durch Deine eigene Verdienste bis vor den königlichen Thron Dich empor geschwungen hast, daß der Gesalbte, so darauf herrschet, uns Deiner Aufsicht übergeben hat, wolle der Allerhöchste bis auf die spätesten Jahre bey unaufhörlicher Glückseligkeit erhalten, und ein Bergelter seyn alles Guten, so du uns erweisen wirst. Er lasse, durch dich, uns und unserer Stadt Heil wiederfahren, und dich an unserm Wohlergehen Freude finden!

Desgleichen segne auch der unendliche Gott die Stützen unsers Raths, die sämtlichen, besonders aber dormalen regierenden hochverdienten Herren Stadt- und Ammeister. Der Geist ihrer tapfern Ahnen, so auf ihnen ruhet, wolle nicht von ihnen weichen. Ihre Namen, von denen wir in den Geschichten keinen Anfang finden, sollen nicht eher, als mit dem Ende unserer Stadt aufhören. Dieser ihre seltene Verdienste, wodurch sie zu dem Gipfel der bürgerlichen Ehre bey uns gestiegen sind, ihre in den Rechten und allen Künsten und Wissenschaften gerühmte Fertigkeit, ihre durch Erfahrung bewährte Klugheit, werden auch die Nachkommen an ihnen loben. Sie leben!

Endlich wolle er auch allen und jeden hochadelich und bürgerlichen Mitgliedern dieser hochlöblichen Rathsversammlung, wie auch eines gesammten hochedlen Magistrats, nebst den hochansehnlichen Herren Generaladvocaten, alles ersinnliche Gute

Gute in reicher Maasse zufließen, und auch einen jeden unter ihnen die Tage seines Lebens in erwünschter Ruhe und Zufriedenheit zubringen lassen, und sie mit allem sättigen, was sie nur immer vergnügt und glücklich machen kann.

Dieses sind, gnädig gebietende Herren! unsere getreue Wünsche, womit zu Eurer Gnaden beharrlicher hoher Huld wir, die Advocati und Procuratores Ordinarii, wie auch unsere Vicarii, in tiefer Ehrerbiethung uns empfehlen; und anben nach löblicher Gewohnheit auch für dieses Jahr um den obrigkeitlichen Stab, und zwar was die Wechselfachen betrifft, auch in wählenden Ferien, unterthänig angesuchet haben wollen.

III.

Ausführliche Nachricht von einigen alten deutschen poetischen Manuscripten, aus dem XIII. und XIV Jahrhundert, welche in der jenaischen akademischen Bibliothek aufbehalten werden, herausgegeben von Bas. Chr. Bernh. Wiedeburg, der Weltw. öff. Lehr. und der jen. deutsch. Ges. Secret. Jena bey Melchior's Wittwe 1754. in 4. 152 S.

Der Hr. Prof. Wiedeburg, der die philosophischen und mathematischen Wissenschaften in Jena mit Beyfalle lehret, leistet hiermit den Liebhabern der deutschen Litteratur einen angenehmen Dienst, da er einige schätzbare Ueber-

bleibsel des deutschen Wizes, aus längst verfloffenen Jahrhunderten bekannter machet, als sie bisher gewesen. Man ist bisher viel zu saumselig darinn gewesen: und die davon vorhandenen Schätze des Alterthums, haben auf unsern Büchersälen ungebrauchet mit Staube und Moder kämpfen müssen. Außer dem, was Glacius, Lambecius, Schilter, Zenzel, Paltenius, Eckard, Göze, und wenige andre, davon theils ans Licht gestellet, theils bekannt gemacht, haben eine große Menge alter Dichter gute Ruhe gehabt. Das machet, die meisten Aufseher der Bibliotheken beschäftigen sich mit ganz andern Untersuchungen, als mit denen, die zur Ehre des Vaterlandes gereichen. Ein griechisches, oder römisches Fragment, und wenn es noch so unerheblich, dunkel, oder unnütz ist, ja wohl gar zuweilen nur eine Zote in sich hält, ist in ihren Augen viel wichtiger, als ein ganzer deutscher Foliant, der doch sowohl in historischen, als philologischen und kritischen Dingen ein großes Licht geben könnte, wenn er gehörig hervorgezogen würde. Der berühmte geh. Rath Heineccius hat dieses ohne Scheu, von dem in vieler Augen so unwichtigen Reineke Fuchs behauptet, und deutlich dargethan: daß die gerichtlichen Alterthümer des deutschen Processes daraus am besten erläutert werden könnten. Und eben das getraueten wir uns auch von des Ritters von Sachsenheim seiner Mühe zu behaupten, wenn es erfordert würde. Doch davon ein andermal.

Hr. Prof. Wiedeburg hat die jenaische Universitätsbibliothek zu seinem Gegenstande erwählet, und
alles,

alles, was darinn von alten Ueberbleibseln vorhanden ist, zulänglich beschrieben. Ob wir nun zwar nicht dafür halten, daß die Kenntniß solcher Ueberbleibsel in die heutige Sprachkunst, und in Abfassung eines Wörterbuches der heutigen üblichen Sprache, einen großen Einfluß haben könne; wie ihn einige haben bereden wollen: so sind wir ihm doch für diese seine Nachrichten sehr verbunden. Wenn an allen Orten, wo dergleichen seltne Stücke vorhanden sind, solche fleißige und geschickte Männer vorhanden wären: so würde Deutschland endlich seine alten Schätze kennen und hochschätzen lernen; patriotische Liebhaber des Alterthums aber, die der Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, bis in die entferntesten Jahrhunderte nachspüren, nicht nöthig haben, durch kostbare Reisen sich den Zutritt und die Kenntniß solcher Schätze zu erwerben.

Dem Wunsche, daß sich die gelehrten Liebhaber alter Poesien, sonderlich die deutschen Gesellschaften, zusammen thun, und auf gemeine Kosten solche Dichter ans Licht stellen sollten, würden wir herzlich gern beitreten; wenn die Erfüllung desselben nur halb zu hoffen wäre. Die Stärke der bisherigen Mitglieder solcher deutschen Gesellschaften besteht gewiß nicht im vollen Beutel; daraus sie einen erklecklichen Vorschuß thun könnten. Zu geschweigen, daß die meisten derselben auf lauter Brodstudien ihre Absichten richten müssen, wozu gewiß die alten Minnesinger, oder verliebten Poeten nichts beitragen. Die Zahl der alten Werke aber, die noch zu drucken wären, würden gewiß

außer denen, die schon gedruckt sind, nicht in 15 ja 20 Folianten Raum haben. Wir, die wir alles kennen, was Wien, Dresden, Wolfenbüttel, Gotha, Cassel, und Leipzig davon aufzuweisen haben, reden davon mit Ueberzeugung. Ja unser eigener Vorrath solcher ungedruckten Stücke, würde fünf bis sechs Folianten anfüllen können. Wo soll nun das Geld dazu herkommen?

Das I. St. welches uns der Hr. Verf. bekannt macht, ist ein altes Meistergesangbuch, auf Pergament geschrieben. Dieser Titel muß uns nicht abschrecken, den Inhalt desselben zu erforschen. Leute, die mit dem Alterthume nicht sehr bekannt sind, nennen alles, was in alten Versen beschrieben ist, Meistergesänge: da doch diese eine ganz besondere Art der alten, und eigentlich, der in Verfall gerathenen Dichtkunst sind. Es sind zwar in diesem Bande auch dergleichen schlechte Stücke von einem ungelehrten, und unflätigen Meister, Steffen Stoll, aufbehalten: allein er enthält auch viel wichtige und schöne Stücke von andern berühmten Dichtern, z. E. dem Walthar von der Vogelweide.

Der Hr. V. führet hier erstlich die Worte des Hn. Adjunct Mylius, aus den Memorabilibus Bibliothecæ academicæ Ienensis an, und machet hernach seine Zusätze dazu. Er untersuchet, wer diese Sammlung zusammentragen lassen, und wie sie aus Wittenberg, mit der churf. Bibliothek Friedrichs des Weisen, nach Jena gekommen; beschreibet die äußerliche Gestalt, und innere Beschaffenheit desselben; und kömmt sodann auf den Inhalt der Gedichte.

dichte. Das ganze Werk ist in lauter Strophen abgetheilet, die mit schönen Anfangsbuchstaben gezieret sind. Alle Zeilen aber laufen in einem fort, und sind nur durch Punkte unterschieden; die doch oft am unrechten Orte stehen. Die Schrift ist zu Anfange und gegen das Ende schön und leserlich, in der Mitte aber sehr blaß und nachlässig gebildet. Der breite Rand, sonderlich unten, ist mehrentheils mit andern Gedichten beschrieben; doch von viel neuern Händen, und mit Currentschrift. Die Namen der Verf. sind mit rothen Buchstaben, doch oft nur abgekürzt angezeigt. Wo ein neuer Poet angeht, stehen Noten über den Zeilen, die auf rothen Linien mit schwarzen Punkten bezeichnet sind. Oft sind die Linien zwar da, aber die Noten fehlen. Die Zahl der Strophen beläuft sich auf 900.

Beyläufig merken wir an, daß die Art, solche einzelne Gedichte, die keinen Zusammenhang mit einander haben, nach der Zahl der Strophen zu zählen, sehr unbequem ist. Wenn man ein befrentes Jerusalem so zählete, giengte es noch eher an, weil es ein einzig Gedicht ist: wiewohl es doch besser ist, zu sagen, wie viel Bücher, oder Gesänge es hat. Allein wenn einer des Hrn von Hagedorn Lieder, oder gar den Horaz nach der Zahl der Strophen abzählete, wer könnte das billigen? Warum saget man uns nicht lieber wie viel Oden, oder Lieder dieser Band hat? Es entsteht aber aus jener Art ein wirklicher Uebelstand; wie man aus den Proben der sogenannten schwäbischen Dichter gesehen hat: daß man nämlich Strophen aus ganz
ver.

verschiedenen Liedern, die gar nicht von einerley Art und Länge der Zeilen sind, zusammenschicket, als ob sie Theile eines Ganzen seyn sollten. Die schicken sich denn an einander, wie Feuer und Wasser: und die guten alten Dichter, kommen in übeln Verdacht, als ob sie Stümper gewesen wären, die nicht gewußt eine Strophe der andern gleich zu machen; ja ohne Verstand und Zusammenhang von einem Dinge aufs andre gefallen. Daher hat Goldast in der bremischen Abschrift des Pariserbandes deutscher Lieder, viel gescheider, alle ganze Lieder von einander gesondert, und dann eines jeden Strophen gezählet: wie wohl er doch hier und da gefehlet hat.

Den Inhalt dieser Lieder giebt der Herr Prof. Wiedeburg sehr wohl an. Es sind Lieder zu Ehren der Jungfrau Maria, auf die heil. Dreyfaltigkeit, und ihre drey einzelne Personen; auf die Geburt, das Leiden und die Auferstehung J. C. auch vom Sündenfalle und der Buße; und nur sehr wenige handeln von der Liebe. Die Jugend, der Månmond, der Sommer und der Wein, werden oft abgesehen: moralische und Lobgedichte aber sind weit häufiger. Jede Tugend hat fast ihr Lob. Sie klagen auch über Päbste und Pfaffen, über die Herren am Rheine, über böse Weiber und ihr Regiment, über Eroberer des Frauenzimmers u. d. gl. Auch Fabeln fehlen nicht u. s. w. Fast allen diesen Dingen leget Herr Prof. W. viele Lobsprüche bey.

Er nennet auch die Helden der damaligen Zeiten, die sie erhoben haben: daraus man sieht, daß auch niederdeutsche Herren, als braunschweigische, branden-

denburgische, meklenburgische, pommerische, schleswigische, bremische, holsteinische, u. d. gl. Fürsten, die Dichter geliebet haben; und daß alle diese Länder Poeten hervorgebracht, nicht aber Schwaben allein, wie man die Welt hat bereden wollen.

Auch die damaligen und ältern Dichter werden gelobet; ja man lernet auch Namen schlechter Reimschmiede kennen. Außerdem werden auch das Zwischenreich in Deutschland, Kaiser Rudolphs Wahl, des Königs in Dänemark Erichs Mord, und andre Geschichte des XIII. Jahrh. besungen. Auch der poetische Krieg von Wartburg ist hier mit eingerückt: und wir wünschten, daß ihn der Herr Verfasser, dafern er von dem in Menkens Scriptoribus eingerückten Gedichte, unterschieden ist, ganz hätte abdrucken lassen. Die Namen der hier befindlichen Dichter sind auf zwey und dreyßig, die größtentheils sonst schon bekannt sind. Er giebt aber auch einige Nachrichten von ihren Lebensumständen, darinn der Herr Prof. sehr zu loben ist. Unser Raum läßt es nicht zu, uns länger dabey aufzuhalten.

Das zweyte poetische Werk welches in Jena vorhanden ist, führet die Ueberschrift, vermuthlich aus neuern Zeiten: Poema de amissione terræ sanctæ. Eckard hat selbiges zu Wolfenbüttel schon angetroffen und im Corp. Hist. med. xvi abdrucken lassen. Allein die Urschrift desselben ist mangelhaft gewesen, und der Herr Prof. Wiedeberg verdienet viel Dank, daß er es aus dem jenaischen Mspte ergänzet. Er giebt

giebt Zusätze von vielen Seiten und Blättern, die sehr beträchtlich sind.

Der Inhalt betrifft die Einnahme der Stadt Acron, welche man damals deutsch nur Ackers hieß, von dem Sultan zu Babylon. Dieß gab gleichsam eine neue Zerstörung von Troja, oder Jerusalem zu besingen; und alle Geschichte damaliger Zeiten reden davon. Allein die poetischen Beschreibungen sind darum nicht überflüssig. Sie halten Umstände in sich, die von andern übergangen worden: wie der Herr Prof. hier weitläufig zeigt. Er machet aber vorher seines Dichters Glaubwürdigkeit unläugbar, und zwar recht gut. Und daraus erhellet überhaupt der Nutzen alter Gedichte, die von historischen Dingen handeln: ob er wohl gesteht, daß in der Zeitrechnung bisweilen Fehler mit untergelaufen. Hier kommen nun gottlose Streiche des Papstes und der Geistlichen vor, die zum Verderben der Christenheit ausgeschlagen.

Das III. Gedicht, welches hier beschrieben wird, heißt: Ein Spiegel der Menschen Seligkeit. Es ist dieß das so berühmte Speculum Salvationis humanae, welches im Anfange der erfundenen Buchdruckerkunst eins der ersten gewesen, welches ans Licht gestellet worden: wie Maittaire, Herr von Seelen, und noch andre davon gehandelt haben. Der Herr P. W. eröffnet seine Gedanken auch vom Inhalte dieses Buches und zeigt seinen besondern Werth, auch aus den Uebersetzungen, die schon

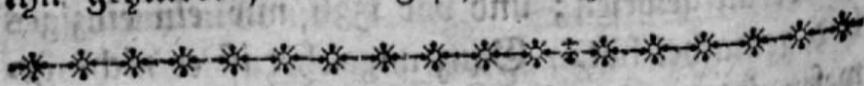
von alten Msc. des XIII. u. XIV. Jahrh. 757

schon vor mehr als 300 Jahren davon vorhanden gewesen.

Das IV. Werk liefert Valentin Voigts Meistergesänge. Dieß hat Tenzel schon beschrieben, und gelobet. Allein der Herr Verf. leget ihm billig viel weniger Werth bey, als den vorigen. Voigt ist ein Bürger zu Magdeburg gewesen, und hat um Hans Sachsens Zeit gelebt, indem er 1557 siebzig Jahre alt gewesen; und vor 1536 nur ein einziges Lied gemachet hat. Ganz ungelehrt ist er nicht gewesen, indem bisweilen lateinische Brocken vorkommen, und gute alte Schriftsteller angeführet werden. Er beschreibet das Geschlechteregister der sächsischen Herzoge, 800 Jahre vor seiner Zeit her; allein in sehr magern Reimen. Das 2) Stück ist das Lob des Gesanges, welches vollends schlecht seyn soll; und von der Schöpfung anhebt. Eine Postill in Gesangsweise, und der ganze Psalter, kommen hier auch vor, u. d. m. Der Band ist 464 Blätter dick in Fol.

Der Anhang liefert eine Nachricht von einer in der Bibl. der jen. deutschen Gesellsch. befindlichen Sammlung von Meistergesängen; dergleichen wir selbst 24 dicke Bände, theils in Folio, theils in 4. besitzen. Hans Sachs, M. Spreng, Puschmann, Herold u. a. m. sind die Verfasser davon. Wenn man den Spreng hier verachtet, so haben es bloß die willführlichen, wunderlichen Gesetze des Meistergesanges Schuld, daß er so schlecht besteht. Seine Ilias, Ae-

Aeneis, und Verwandlungen sind viel besser. Selbst Hans Sachs schreibt in Meistergesängen schlechter, als in seinen gedruckten Gedichten. Und wir könnten dieß noch aus dem Beyspiele eines sonst gelehrten Rectors aus Nürnberg beweisen, der nach diesen Zeiten die Metamorphoses in elende Meistergesänge übersezt hat. Bloß der Zwang der eingeführten Töne, nebst andern unnützen Regeln, haben ihn gehindert, etwas gescheiders zu machen.



IV.

Ode an Herrn Büttner, den 9ten September 1754.

Τοιοῦ δ' οἰοῦ ὄραοις - - -

Θεοῦ.

Frankfurt an der Oder, gedruckt bey Johann Christian Wintern, königl. Universitätsbuchdr.

Wie hoch der heutige Wiß deutscher Dichter steige, kann nicht besser, als aus folgender Ode ersehen werden. Seitdem wir einmal ein Paar rostockische Meisterstücke dieser Art, unsern Lesern zur Bewunderung vorgeleget haben, ist uns nichts vor gekommen, das so schön wäre, als diese Blume vom Frankfurter Parnas. Es ist selbige allda mit der gebührenden Verehrung aufgenommen worden; und man schreibt uns, daß man sie mit einem Gulden bezahlet habe. Wie groß muß denn nicht die Ver-

Verbindlichkeit unsrer Leser gegen uns werden, da wir ihnen diesen Leckerbissen, zur Freude der Welt, fast gar umsonst mittheilen. Selbst die Nachwelt wird uns für dieß Probestück des heutigen Geschmacks Dank wissen, welches ihr sonst vielleicht nicht vor die Augen gekommen wäre. Leute von einer gewissen Art aber, werden sonder Zweifel ausrufen: Hier ist mehr, denn Kl = = !



Wenn beym Lärm des Geräuschs rufenden
Griechenlands,
der noch lautere Schall kriegerischer Hör-
ner, das
schon erfüllte Ohr ganz betäubt, schlagend der
starke Schall durch die Nerven stößt;



Und im aufsteigenden Schwalme des dicken
Staubs,

blauer Schimmer vom Stahl blizender Rüstungen
das begierige Aug blendet, und einladend
ewger Lorber am Ziele grünt:



Denn schwoll Pindars Herz, schwer hob er die
starke Hand,

wirft in kühner Eil die sichere Finger auf,
schlägt voll stolzen Gefühls göttliche Töne an,
singt den Held zur Unsterblichkeit.



Da brach hoher Gesang durch die aethersche Luft,
steigt der Gottheit werth aus Tempels Altare auf,
lobnend stimmte der Klang goldener Leyer mit,
die in Phoebus Schooß ruhend lag.

Schwarzen Flor deckt drauf die träumerische
 Nacht, fühllos
 liegt der Pöbel und schnarcht, seufzend ruhn Liebende/
 Pindars Laute umkränzt Götterschein, der umleucht
 das geschlossene Aug, er wacht,



Eilt zum redenden Darm, dieser singt Heldenlob.
 So ward Pindars Lied. Ein Göttertrieb pocht durchs
 Blut,
 wenn der steigende Vers singt, wie ein Opfer raucht,
 und wie fromm Gebeth Gott erreicht.



O wo flog der Trieb! Er starb, dieser ließ die
 Brust
 wo er würdig wohnt, nun sitzt er an Phoebus Hand,
 da steht Sänger Schwarm ihn, wie das Volk Heres
 Glanz
 am begränzten Zaun sah, und bebt.



Und noch zittert die Hand, wenn auch der Glück-
 lichste
 Kühne Griffe wagt, und Pindar ihm kennbar wird
 schweigt er, seufzet, und denkt. So schweigen Große
 nur.

Stiller schweig ich der niemals sang.



Wenn in sinnlicher Stund zärtlich die Seele fühlt,
 und ich Freunden Freund war, klang mir die Saite zu,
 einsam, wie mein Gefühl, schonenden Freunden nur
 hörbar, und noch mir selbst zu klein. Da

Damals zitterte in ruhigen Stunden noch
 mir der bebende Schall, wenn mir die Muse einſt
 lehrend Griffe zeigt, die furchtsame Finger, nur
 wägend, fehlerhaft, nachahmten.



Doch beym faulenden Duſt weſender Mitbrüder,
 voll vom triefenden Blut brüderlich's Eingeweids,
 ſah ich ſeltener ſie, kürzerer Aufenthalt
 lohnt, und ſtraft den Entarteten.



Denn der Sinnen Tyrann, unter den Seufzern
ſelbſt
 ruhig Winſelnde ſehn, und noch vergnügensvoll
 jene nagende Pein langſamer durchdenken,
 war ich zarter Empfindung bloß.



Da war dickere Nacht um das zu ernſte Aug,
 dicke ſpanns Geweb die Spinn um die Därme, da
 war nun's irrenden Wurms trauriges Raubloch, rauh
 knarrend ließen die Wirbel nach.



Nun Freund ruſt Du mir, ſing feyerlicher
 Liebe zu!

Horaz ſang nur wenn gegorner Falerner im
 goldnen Becher ihm aufwallend entgegen ſchäumt,
 ſelbſt Lieb im warmen Herzen blüht:



Wenn Auguſtens ſchon ſchwendriſche Gnade
ihn
 übern Reid wegreißt, er außer ſich Rom verlacht,
 in der heitern Luſt ſingt, über den Polen ſchwebt.
 Denn hörts Boſphor und Lybien.

756 IV. Ode an Herrn Büttner.

Nun so schweig verwöhnte Laute, und Du, o
Freund, = =

Doch! es klinget der Darm ohne regierende
Griffe! welcher Ton! stracks stört der Wind das Ge-
spinnst!

starke Abndung begeistre mich!

Mich blendt, Pindars Blitz nicht, sichere Flü-
gel zur
stolzen Ewigkeit die wachsen mir Schweren nicht.
Dir, o Freund, zu dem Fest lohnender Liebeserndt
sing ich weißagend prächtig Glück.

Du hörst's, kennend das Herz dessen Empfindung
spricht.

Stolz sicht sichre Ruh um würdige Schläfe die
Myrthen, lachende Freud tanzet, und blöckend flieht
gleich den Ungeheurn der Verdruß.

Wenn nach mühsamer Kunst ernsthafte Müdigkeit
in den dehnenen Leib schleichet, dann heimlich sich
um den welken Hals der lockende Arm schlingt, das
lose Aug trifft, der Druck voll Lust

Neues Leben einsent, Du Dich selbst neu
gebörn
füblest, Wollüste trinkst, die selbst die Jugend weibt:
denn kommt feyrlicher Lieb heiliger Lohn auf Dich,
und denn segne den Seher auch.

Here all my Doubts and Troubles end
One tender Word my Soul assures.

Bukingham.
V. Bries

V.

Briefe an einen jungen Prinzen,
 von einem alten Manne. Aus dem Schwe-
 dischen übersezt, mit königl. und chursächs. Frey-
 heit. Leipzig, verl. Bernh. Christoph Breitkopf,
 1754. in groß 8. 400 Seiten.

Es ist nunmehr schon bekannt genug, daß diese Briefe den Herrn Grafen Tessin, schwedischen Reichsrath, und gewesenen Oberhofmeister des kön. schwedischen Kronprinzen, zum Verfasser haben. Nichts vortheilhafters kann man von ihnen sagen, als eben dieß. Ein Herr, der die große Welt, an so vielen Höfen in Europa kennen gelernt, selbst solche wichtige Rollen gespielt, dabey aber die Gelehrsamkeit überhaupt, und die schönen Wissenschaften insonderheit so sehr geliebet, kann gewiß nichts schlechtes schreiben. Die vortreflichen Reden, die er im schwedischen Reichsrathe, und auf Reichstagen bisweilen gehalten, und die in öffentlichen Zeitungen bekannt geworden, haben die deutlichsten Beweise, von seiner großen Einsicht in Staats- und Welthandel, einer erhabenen Art zu denken, und eines edlen Ausdruckes gegeben.

Ein solcher Mann nun war vor hundert andern werth, ein Oberhofmeister eines Prinzen zu werden, der einmal einen großen Staat beherrschen soll. Leute von mittelmäßiger oder geringer Fähigkeit, können zwar ihre Prinzen durch Schmäuchelnen eitel und unartig, oder durch tägliche Zerstreun-

758 V. Briefe an einen jungen Prinzen

gen zu wilden Tänzern, Fechtern und Jägern machen; aber nicht weise Regenten aus ihnen ziehen. Es gehöret eine scharfsinnige Kenntniß des menschlichen Herzens dazu, wenn man in die aufkeimenden Neigungen eines zarten Herzens dringen, die künftigen Sprossen derselben vorhersehen, und die bösen Früchte derselben schon in der Blüthe ersticken will. Ohne ein in der nützlichsten Weltweisheit geübtes Nachsinnen, ohne eine genauere Beobachtung der menschlichen Natur und ihrer Schwachheiten, ist hier nichts auszurichten.

In diesen Briefen wird man diese geprüfte Klugheit eines großen Staatsmannes überall wahrnehmen. Aber man wird noch weit mehr darinn antreffen. Eine Kunst, sich von seinem Gipfel der Einsicht und Erkenntniß, bis auf die Fähigkeit eines jungen Kindes herunter zu lassen; eine Gabe, sich von den wichtigsten Dingen, auf gemeine Art auszudrücken; eine Erfindungskraft, die sich in Fabeln und Erzählungen fruchtbar weiset, ernsthafte Lehren darunter vorzutragen; eine Belesenheit in den artigsten und nützlichsten Schriften; ein Talent auch zu scherzen, und unter dem Ansehen eines Spafes lehrreiche Dinge zu sagen: alles dieses sind Vorzüge des großen Grafen Tessin, die ihn zu einem vollkommenen Mentor eines neuen Telemachs gemacht haben.

Was sollen wir von seiner allgemeinen Menschenliebe sagen, die er fast auf allen Seiten seiner Briefe, dem jungen Prinzen einzufloßen suchet? In Wahrheit, brauchet irgend eine Neigung Kindern die-

dieses Standes eingeflöset zu werden: so ist es diese. Wie leicht werden die Fürstensöhne von niederträchtigen Schmäuchlern, die von Kindheit an um sie sind, überredet, daß sie viel was bessers sind, als andre Menschen; daß alle ihre Vasallen und Unterthanen nichts als elende Geschöpfe gegen sie sind, die keine Aufmerksamkeit verdienen; daß ganze Heere derselben gleichsam nur darum vorhanden sind, den Leidenschaften der Fürsten, als Schlachtschafe aufgeopfert zu werden; und daß das Heil, Blut und Leben derselben viel zu geringschätzig sey, als daß es werth wäre, nur einigermaßen in Betrachtung gezogen zu werden.

Diesen Vorurtheilen der Erziehung nun, bey einem Prinzen geschickt vorzubeugen; ihn mitleidig und sanftmüthig, gesellig und liebreich zu machen; ihn großmüthig gegen Feinde, wohlthätig gegen Nothleidende zu machen; ihm eine Ehrerbiethung gegen ältere, und eine Gelehrigkeit gegen flügere Leute bezubringen; das, das sind Künste, die einen fürstlichen Hofmeister erst recht schätzbare machen. Aber alle diese Künste hat der Herr Graf Tessin in diesen Briefen in einem solchen Maaße ausgeübet: daß man dieß Buch billig als ein vollkommenes Muster von der Erziehung eines Prinzen ansehen; und es allen, die solche fürstliche, oder auch gräfliche und adliche Jugend anzuführen haben, bestens anpreisen muß.

Die deutsche Uebersetzung ist auch, überhaupt zu sagen, sehr wohl gemacht. Findet man gleich hin und wieder Spuren, daß der Uebersetzer ein Nie-

versachs gewesen, der sich nicht vor allen Fehlern seiner Mundart zu hüten gewußt: so ist doch das meiste schön. Man liest also diese Briefe fast mit eben dem Vergnügen, als ob sie Originale wären; und zwar Originale, die aus einer zierlichen Feder geflossen. Da nun auch Papier und Schrift an Sauberkeit wenige Bücher über sich haben: so ist es gewiß, daß dieß Buch unter die Zierden der Bibliotheken zu rechnen seyn wird, so wie der Inhalt desselben unsern Zeiten Ehre machet.

Um indessen unsern Lesern einigen Vorschmack davon zu geben, wollen wir einen Brief des Hrn. Grafen, nebst einer Antwort des Prinzen Gustavs, hier beifügen.



Der XXXIX. Brief. a. d. 355 S.

Gnädiger Herr!

In unbedachtsames Verfahren, über welches das ganze Reich billig zu klagen Ursache hat, ist die Gewaltthätigkeit, welche man an allen Jagden im Lande ausübet, und wodurch sie so mitgenommen werden, daß, innerhalb wenig Jahren, die nachkommenden Jäger es ihren istslebenden Vorgängern schlechten Dank wissen werden.

Hier in Westgothland, wo Hirsche und Rehe gleichsam wie zahme Thiere gegangen, sind selbige nun so rar, daß man bald zehn Wölfe gegen einen Hirsch rechnen könnte.

Jch

Ich bin nicht der Meinung, daß der Mensch sich nicht dessen, was zu seinem Gebrauche erschaffen ist, bedienen dürfe, könne und möge.

Ich gedachte in meinen jungen Jahren, wie die, welche von meinem damaligen Alter sind, ich gedachte: Schieße ich nicht, so schießt ein anderer! Der Mordgeist folgte mir, auf diese Lehre gegründet, fast täglich nach dem Walde; und ich vermeynete, ein Meisterstück abgelegt zu haben, wenn ich in einem trächtigen Weiblein sechs oder sieben Hasen auf einen Schuß tödtete.

Also, da Gebrechen, Alter und andere Geschäfte mir diese und mehrere Sünden der Jugend verbieten, habe ich leicht begriffen, daß unser höchster Haushalter uns alles zum Gebrauche, nichts aber zum Misbrauche, gegeben hat.

Ich muß bekennen, daß ich gern was gutes esse, und daß ich mich ebenfalls, ohne Ekel, mit schlechtern und zuweilen übel genug zugerichteten Speisen begnüge. Ich sage, übel zugerichtet; denn in sich selbst ist alles, was wir essen, gut: allein, die Zubereitung verderbet oft das Gute.

Vieles zur Unzeit gefälltes Wild, viele mit feinen Netzen, und in der Leichzeit, gefangene Fische sind ein verdammlicher Ueberfluß, welcher der Armen Speise vertheuert, und endlich Mangel und Hunger verursacht: allein, reinliches Essen, saubere Gerichte, leckerhafte, mit Erdfrüchten vermischete, und von einer zureichlichen Viehzucht genommene Speisen befördern den Ackerbau, erziehen ämsige Landleute, und machen geschickte Gärtner,

762 V. Briefe an einen jungen Prinzen

ernähren die Dürftigen, und zehren auf eine mäßige Weise das Vermögen der Reichen.

Es dürfte also der Mühe wohl werth seyn, daß solche, die einen feinen Geschmack erworben haben, Anrichtungen von einheimischem Gewürze ergründeten; und daß eine Verordnung zum schwedischen Gebrauche verfaßt würde.

Die Indianischen Früchte sind uns nicht zur Zehrung bestimmt. In einem kalten Lande sind sie vielleicht zu hitzig: in warmen Ländern treiben sie die innerliche Hitze zur Ausdünstung. Ein jedes Land hat beynahе seine Bedürfnisse in seinem eignen Bezirke: allein, Verachtung und Neugierigkeit sind Schuld daran, daß wir uns mit vielen Kosten um fremde ungedeihliche Gewächse bemühen.

Ich bin sehr dafür, daß alles, was für wohl schmeckend gehalten wird, möge gebraucht werden; nachdem es erst das Recht der Eingeburt erlangt hat, und an unsere Lust gewöhnet ist: bis dahin aber könnte man, meinem Bedünken nach, den Genuß wohl einschränken.

Wir haben Gesetze wider die Kleiderpracht, deren Zeuge und Arbeitslohn, wie man sagen könnte, viele Mitbürger ernähren. Wir haben Placate wider die Pracht bey unsern Feyerlichkeiten. Wir haben Verordnungen, welche die Anzahl unserer Schüsseln bestimmen. Wäre es aber nicht vielleicht besser, den Schüsseln ein offenes Spiel zu geben, und nur ihren Werth einzuschränken: denn sonst kann eine Schüssel mehr, als ihrer zehne, kosten?

Wir

Wir haben sehr viele, gute und wohlschmeckende schwedische Gerichte, deren wir uns selten mehr bedienen; und wir sind hierinnen weniger zu loben, als die Engländer: welche, ob sie uns gleich an Reichthume übertreffen; dennoch bey ihrer Vorväter Kostbiff und Pudding beständig verbleiben.

Ein gewisser noch lebender bekannter Herr in Frankreich kaufte für fünf hundert Franken grüne zeitige Erbsen, als sie eben anfangen, hervor zu kommen, schloß sich in seinem Zimmer ein, und aß sie allein auf: da vielleicht fünf hundert Arme in seiner Gasse vor Hunger verschmachteteten.

Ein anderer hatte einen geliebten Koch, der, da er über seine erworbene Gunst fast außer sich kam, die Ehrfurcht, welche er dem Sohne seines Hausherrn schuldig war, aus den Augen setzte. Dieses sein unzeitiges Verhalten wurde angegeben, und man erwartete, daß der Koch seinen Abschied erhalten würde: allein, das Loos fiel auf den Sohn, der zum Hause hinausgekehret ward.

Ein bekannter Engländer, der über einen seiner Söhne, welcher einen, wiewohl geringen und zu verzeihenden Fehler, begangen hatte, erzürnet war, wollte ihm nicht gestatten, sich ferner vor seinen Augen zu zeigen. Verschiedenen Personen von hohem Stande gieng ein so hartes Verfahren zu Herzen; alle ihre Vorstellungen aber waren vergebens: bis sie endlich auf das Mittel verfielen, den Koch zu gewinnen, der sogleich hinauf gieng, und seinen Abschied begehrte. Der über einen so unerwarteten Vorfall bestürzte Herr fragete, worüber er zu

764 V. Briefe an einen jungen Prinzen

Klagen hätte? ob er nicht alles erhielt, was er von einem andern erwarten könnte? Er versicherte ihn, er wollte seinen Lohn vergrößern; er gab ihm die besten Worte von der Welt, und bath ihn auf alle ersinnliche Weise, daß er sich bedenken, und ihn nicht verlassen möchte. Der Koch antwortete: es gieng ihm zwar nichts ab, und er könnte sich niemals bessere Tage wünschen: allein, er hätte einen Widerwillen und Abscheu, bey einem Manne im Dienste zu seyn, der sich nicht mit seinem eigenen Sohn verträuge; und nach diesem Verfahren könnte er leicht seine Ausrechnung machen, was ihm, bey der ersten bösen Laune, bevorstehen würde. Ach! sagete der in Verwunderung gesetzte Herr, ist es nichts anders! Geh, und laß meinen Sohn gleich zu mir kommen! Der Frieden wurde darauf wieder hergestellt, und unter des Kochs Vermittelung abgehandelt und geschlossen.

Auf der einen Seite misbillige ich gewiß eine solche unzeitige Liebe für die Köche: allein, auf der andern, deucht es mir, nicht gut zu seyn, keine Achtung auf das, was vorgesezet wird, zu geben; und in Ansehung seines Geschmacks, der doch leicht einen zwischen unsern fünf Sinnen mit dem Gehöre, Gesichte, Geruche und Gefühle angestellten Rangstreit gewinnen könnte, ganz gleichgültig zu seyn. Mein einziges Absehen ist auf Mäßigkeit, der Armen Auskommen, und beständigen Vorrath gerichtet. Ich weis, gnädiger Herr! daß Sie sich gut darauf verstehen, Speise zu wählen, und auszuschlagen. Ich kann ebenfalls nicht gänzlich misbilli-

billigen, daß Eure Königliche Hoheit, welche darzu sowohl mit Rathe, als Mitteln versehen sind, sich die theure Wissenschaft zu erwerben suchen; wie nicht nur ein Fisch muß angeordnet werden, sondern auch was zu einer feinen und schmackhaften Mahlzeit gehöret. Jedoch wünsche ich dabey, daß Eure Königliche Hoheit im Felde ohne Hunger von dem Tische eines Königs Carl des XII mögen gehen können!

Sich seiner Bequemlichkeit zu bedienen, ist eines vernünftigen Mannes Weise; seine Bequemlichkeit nicht entbehren zu können, ist einem elenden Weichlinge eigen; und hart gegen sich selbst zu seyn, ist eines Einsiedlermönches scheinheiliges Werk und eingebildetes Verdienst. Eine Haushaltungspolitik dürfte, an den katholischen Fasttagen, eben so großen, wo nicht größern Theil, als der Gottesdienst haben: weil durch selbige das Fleisch erspart, die Fischereyen in Aufnahme gebracht, und gebührend in Acht genommen werden.

In Deutschland und Frankreich ist ein nicht zu vertilgender Vorrath an Wilde: weil sich keiner erkühnet, zur Unzeit zu schießen; weil die Raubthiere ausgerottet werden, und weil man gewisse Holzungen und Felder, in und auf welchen sich alles, was nützlich Wild zu nennen ist, vermehret, beständig heget.

In diesen Ländern ist man übel berüchtiget, wenn man ohne Erlaubniß auf eines anderm Gebieth jaget. Hätten wir eben die Art zu denken, so könnte ein jeder leicht sein Eigenthum befriedigen, das
Ber-

766 V. Briefe an einen jungen Prinzen

Bergnügen zunehmen, und der Ueberfluß und billige Preis erlanget werden.

Zu den Geschäften eines Königes gehört des Landes allgemeine und besondere Haushaltung mit ihren verschiedenen Theilen. Zu seinen Unterthanen sind nicht bloß diejenigen, welche wirklich unter seinem Zepter leben, sondern auch alle die Leute, welche bis zum Ende der Welt, innerhalb seiner Landesgränzen gebohren werden, zu rechnen. Er ist ihr Vormund und Haushalter: wenn er stirbt, so lebet doch seine ehemalige Fürsorge. Sie sind berechtigt, seine Wartung, die er für ihr Erbtheil bewiesen hat, zu tadeln oder zu rühmen: und auf ihn schicket sich keinesweges das bekannte italienische Sprüchwort: *Morto mi, morto il mondo.*

Ich verharre mit unveränderlicher Ehrfurcht,

Ihrer Königlichen Hoheit,

Meines gnädigen Herrn,

Leckö,

den 8ten August 1753.

unterthäniger und getreuester Diener

C. G. T.

Antwort auf den vierten Brief
vom 23sten Junius 1753. a. d. VII. S.

Mein lieber Tef!

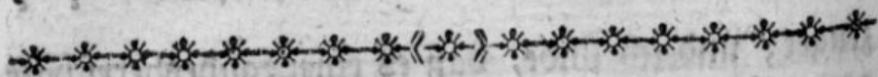
Ich danke Ihnen, mein Tef, für ihren artigen Brief, der mir so viel Vergnügen, als Nutzen, gebracht hat. Ich bin gänzlich von denen Lehren, welche mein Tef anzuführen belieben, überzeu-

zeuget; und ich finde, daß es einer Landesherrschaft gar zu schlecht ansteht, falschen Berichten Glauben bezumessen, und andere in Verdacht zu haben; man wird deswegen gemeiniglich gewahr, daß die, welche andern Böses zutrauen, selbst eben diese Untugend besitzen. Zum Exempel, Cains böses Gewissen erregete bey ihm die Furcht, daß alle andere es so mit ihm machen würden, wie er es vorher mit seinem Bruder gemachet hatte. Die schönen Beispiele, von welchen Sie, mein Teß, zu reden belieben, dienen mir zur Aufmunterung, es eben so zu machen; und ich erinnere mich, selbige und andere in der kleinen Büchersammlung, welche die Königin mir zum Weihnachten gab, gelesen zu haben. Es ist von Ihnen, mein Teß, mit allem Rechte angeführet worden, daß man Verdienste belohnen soll; weil es billig ist, daß der, welcher sich würdig gemachet, und wirklich Belohnung verdienet hat, selbige genießen muß; und außerdem soll man ein Vergnügen daran finden, andern gutes zu thun. Es ist mir lieb, daß Ihnen, mein Teß, mein voriger Brief gefällt. Was das Dictiren anlanget, so habe ich es selbst gethan: allein, das Reinschreiben zog sich so lange aus, daß ich zuletzt Graf Düben bath, mit der Bleyfeder es vorzuzeichnen, und ich selbst schrieb hernach mit der Dinte nach; deswegen war der Schluß besser, als der Anfang. Seyn Sie, mein Teß, von der beständigen Freundschaft versichert, mit welcher ich stets verbleibe

Meines Teß

getreuer Freund
Gustav.

VI. De



VI.

De Animi immortalitate Poema,
ob præstantiam ad Exemplum Londin. 1754.
in 4. editum, recudi curavit Jo. Carolus Bohnius
Bibliopola Hamb. 1754. in 8.

maj. p. 48.

Nichts ist schöner, als wenn die Dichtkunst sich dann und wann ihres alten ursprünglichen Amtes wieder bemächtiget, und eine Lehrerin der Menschen abgiebt. Nur der Misbrauch hat sie bisweilen zu einer Dienstmagd der lasterhaftesten Neigungen erniedriget: gerade als ob eine so göttliche Kunst nur erfunden wäre; den Unordnungen des Herzens zu fröhnen; Wein und Liebe zu predigen; die Schmah- und Laster sucht zu üben, der Ueppigkeit einen Firniß anzustreichen, und Flammen in den Zunder der Wollust zu werfen.

Philosophische Dichter haben also zu jeder Zeit eine besondre Achtung verdienet; und in eben denselben, ja in größern Bürden gestanden, als die größten Opferpaffen der meisten Völker. Sie wurden die Lehrer des Volkes in Griechenland und Rom; da sich die Priester nur mit den abergläubischen Ceremonien beschäftigten, und das Volk in seiner Unwissenheit und Verderbniß stecken ließen. Hat nun gleich die gereinigte Religion der Christen diese Beyhülfe der Poesie so nöthig nicht, als die heydnische; so ist es doch sehr gut, wenn diese jener auch zuweilen hülfliche Hand beut, und nach dem Beyspiele eines

wäre auch Schade gewesen, wenn so ein schönes Gedicht nur in die engen Schranken, und kleine Zahl lateinischer Leser eingeschlossen geblieben wäre. Da wir wünschen, daß uns der Herr Verleger auch eine deutsche Uebersetzung desselben beygefüget haben möchte, um solch ein treffliches Werk gemeinnützig zu machen: so wollen wir andre zu dieser Arbeit aufzumuntern, einen Versuch mit diesem Anfang machen, und ihn verdeutschen:

Der andern Thiere Schwarm genießt in dieser Welt
Des Schicksals, welches ihm Natur und Gott be-
stellt.

Sie wünschen auch nichts mehr. Der Mensch nur,
reich an Sinnen,

Der unablässig strebt mehr Einsicht zu gewinnen,
Der Dinge Grund erforscht, und ihr gemeines
Band;

Geräth bey seinem Lauf in einen härtern Stand.

Dem wo er geht und steht, da schwebt mit schwar-
zen Flügeln

Der Tod ob seinem Haupt, und hemmt mit starken
Zügeln

Die Wallfahrt seines Laufs oft in der Mitte schon.
Wie kömmt das immermehr? wenn auf der Weiß-
heit Thron

Gott nichts umsonst erschuff? Was nützt des Gei-
stes Stärke,

Der doch fast göttlich ist, und seine Wunderwerke;
Wenn seine Früchte doch zur Reife nie gedeihn?

Er fährt also weiter fort, durch eine verstellte
Schlußfolge, seinem Leser ein epikurisches Wohlle-
ben anzurathen:

Ecquid enim prodest rerum cognoscere causas,
Jungere venturis præsentia; mente vagari
Solem atque astra super, morituro? Scilicet omnes
Vna manet lethi lex & commune sepulcrum.
Nonne ergo satius cum Phyllide ludere in umbra,
Teque Lyææ Pater, lætis celebrare choreis?
Novit enim Bacchus curas depellere; novis
Præteriti sensus abolere metumque futuri.

D. i.

Was hilft es den Verstand der Dinge Gründen
weihn?

Aus naher Gegenwart bis in die Zukunft dringen,
Sich über Sonn und Stern durch alle Wirbel
schwingen;

Wenn man doch sterblich ist? Denn alle Welt betrifft
Des Todes Schreckgesetz, und allgemeines Gift.

Viel besser ist's also mit einer Phyllis spielen,
Und des Lyæus Kraft in muntren Tänzen fühlen:

Denn dieser Sorgenfeind, ersticket durch den Wein
Die Furcht des Künftigen, wie des Vergangnen Pein.

Wir würden sehr viel abschreiben müssen, wenn
wir alles, was schön ist, aus diesem Gedichte mit-
theilen wollten. Sein Vorhaben selbst drückt er
bald darauf in folgenden schönen Versen aus:

Quare fume animum: neque enim sapientia dia
Frustra operam impendit; neque mens arctabitur istis
Limitibus, quibus hoc periturum corpus: at insons

Terrenæ labis viget, æternumque vigebit.
 Atque ubi corporeis emissa, ut carcere, vinclis
 Libera cognatum repetet, vetus Incola, cælum;
 Nectareos latices Veri de fonte perenni
 Hauriet, æthereumque perennis carpet Amomum.

Den ersten Beweis nimmt er von den ungemeynen Kräften der menschlichen Seele her. So viel Gedächtniß, so unendlich viel Dinge zu behalten; soviel Urtheilskraft alles wohl anzuordnen; soviel Erfindungskraft, die hundert Künste hervorgebracht, das menschliche Leben zu erleichtern; die allen Dingen Namen benzeleget, und zu den Wörtern die Buchstaben erdacht; die wilden Menschen in Flecken und Städte versamlet; ihnen Gesetze gegeben u. d. m. Wer hätte das alles besitzen und leisten können, als eine edlere und fast göttliche Substanz, die weit über alle Körper erhaben, und folglich unsterblich ist?

Eben das schließt er aus der Gabe der Beredsamkeit, aus der Stern- und Naturkunde, die Sonnen, Planeten und Kometen ihre Kreise abzeichnet; aus dem innern Bewußtseyn des Guten und Bösen; aus dem Vermögen, der Wahrheit nachzuspüren, und aller Dinge Grund zu erforschen; u. d. m. Er nimmt auch die Begierde nach der Unsterblichkeit, und dem Nachruhm nach seinem Tode, zu Hülfe:

Nempe animis hæc in sevit Natura futuri
 Indicia obscurasque notas: hinc sollicita est mens,
 De se posteritas quid sentiat. At nihil ad nos
 Postera vox, erimus si nil, nisi pulvis & umbra:
 Sera venit, cineres nec tangit fama quietos.

Diese

Diese Proben können genug seyn, theils die Art zu denken des Verfassers, theils seine Stärke im poetischen Ausdrucke anzuzeigen. Denn den ganzen Inhalt des Gedichtes können wir ohnedieß so kurz nicht fassen. Seine Schreibart ist weder schwülstig, noch mit vielen unnützen Blumen und Ausschweifungen überladen; sondern dogmatisch, deutlich, und doch zierlich. Er machet auch unter andern schöne Beschreibungen. Z. E. Die auf der 45ten Seite von einem rechtschaffenen tugendhaften Manne lautet so:

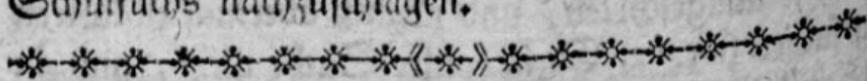
Ergo age dic, sodes, quæ præmia? quid sibi sperat
 Mercedis? Namque haud sectatur vilia rerum;
 Illum, non usura vorax, non turba sequentum;
 Non mendax plausus fucataque gloria; non quæ
 Prava per incautum spargit mendacia Vulgus,
 Ambitio tenet, aut Titulorum splendor inanis:
 At, quo verus Honos, quo fert Natura, Decusque
 Humani generis jubet ire, viriliter ibit;
 Virtutesque alias aliis Virtutibus addens,
 Donec in hac vitæ sese exercere palæstra
 Cogitur, Ingenium fata ad meliora parabit.

Diese Stelle, und der ganze Artikel mag demjenigen wider uns aufgebrachten Schulmanne zur Abfertigung dienen, der uns einmal für Feinde der latein. Poesie ausgeschrien, und neulich abermal zu lästern gesucht hat. Es ist unsre Sache nicht, uns in Schulzänkereyen einzulassen, und die edle Zeit damit, wie das Papier zu verderben. Der liebe Mann ist stolz geworden, daß er zu einem bessern

Rectorate berufen worden: darum saget er uns, daß er schon seit etlichen zwanzig Jahren viel Schüler auf Universitäten geschicket, viel Programmata geschrieben; und die *Delicias Poetarum Italarum, Gallorum und Germanorum* kenne. Das kann alles wahr seyn; und wir sprechen ihm der keines ab: hoffen aber, daß wir dadurch keines Hasses gegen die lat. Poesie bezüchtigt werden können.

Und was könnte er uns lächerlichers Schuld geben, als daß er uns einen besondern Haß gegen alle bergigte Landschaften beyleget; weil wir mit der Oberpfalz, in Ansehung flächerer Gegenden, mit einigen Alpinern, und mit ihm im Harze nicht zufrieden gewesen? Wir versichern ihn dagegen, daß wir, sowohl in Bergen Freunde, als in Thälern Feinde haben; und Hessen, ob es gleich ein bergigtes Land ist, nicht nur hochschätzen, sondern auch in Versen gepriesen haben. Das sind aber solche Sunöthigungen, dadurch Leute von seiner Art ihrem ganzen Stande den Vorwurf der Zanksucht zugezogen haben: so wenig er auf alle einzelne Personen passet.

Ohne daher rechtschaffenen, gelehrten und wackeren Schulmännern im geringsten etwas zur Last zu legen, rathen wir unserm Gegner, Hrn. Prof. Richens *Idioticum Hamburgense*, unter dem Worte *Schulfuchs* nachzuschlagen.



VII.

Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, darinnen unzählliche Abhandlungen aus freyen Künsten, gelehren

lehrten Sprachen und Alterthümern enthalten sind. Mit vielen Kupfern, übersezet von Luise Adelg. Viet. Gottschedinn. VII. Theil. Leipzig, 1754. verlegt Joh. Paul Kraus, Buchhändler in Wien.

Die Fr. Prof. Gottschedinn hatte eine Zeitlang inne gehalten, die neuen Bände dieser Gesch. der Akad. der schönen Wiss. fortzusetzen; und sich indessen an die ausführlichen Schriften gedachter Akademie, oder die Memoires gemachet; davon sie im Siegertschcn Verlage die beyden ersten Bände geliefert. Es waren damals in der holländischen Ausgabe nicht mehr Bände von der Geschichte vorhanden; und selbst in Paris war die Fortsetzung des Druckes ihrer Schriften ins Stecken gerathen. Doch nunmehr ist daselbst alles wieder in den Gang gekommen: und die Akademie hat die Frau Uebersetzerinn ihrer Werke, selbst mit den neuesten fünf Bänden, zu zweyen unterschiedenen malen beschenkt, die in der holländischen Ausgabe noch nicht zu haben sind.

Dieses hat sie denn aufgemuntert, die eine Zeitlang geruhete Geschichte der Akademie wieder vorzunehmen: und wirklich hat sie iso den VII. und VIII. Theil davon deutsch geliefert. Wir bleiben diesmal bey dem erstern stehen, und wollen in kurzem den achten auch unsern Lesern bekannt machen.

Es liefert dieser Theil Nachrichten und Auszüge von den Schriften der Gesellschaft vom 1738, 1739 und 1740sten Jahre. Unter ihren Begebenheiten ist hier nichts merkwürdigers, als die Sätze, so sie

zu ihren Preisschriften, oder Wettstreiten aufgegeben. Der aufs 1738ste Jahr war die Frage:

„Was die Insel Kreta für Gesetze gehabt? Ob
„Myrgus sich derselben bey denen Gesetzen bedienet,
„die er zu Lacedämon gegeben? Und ob unter den-
„selben ein solches Verhältniß sey, daß man noth-
„wendig glauben müsse, sie hätten diesen zu Mustern
„gedienet.“

Der Preis aber ward verschoben; und auf näch-
stes 1739stes Jahr noch dieser vorgeschlagen; daß man

„Den Monath und Tag des römischen Jahres
„festsetzen sollte, in welchem, seit Vertreibung der
„Könige, bis auf Cäsars Tod, die Consuln ihr
„Amt angetreten; und die Veränderungen dieses
„Gebrauches anzumerken.“

Diesen Preis erhielt Herr Pontedera, Prof.
zu Padua. Im 1740sten Jahre ward die Frage
des 1738sten Jahres nochmals wiederholet; und weil
noch ein neuer Preis zu vertheilen war, so ward
noch aufgegeben:

„Den Zustand der Wissenschaften in Frankreich
„seit König Roberts Tode, bis an den Tod Phi-
„lipps des Schönen, zu bestimmen.“

Der erste Preis, ward dem Herrn Cüloteau,
Sachwaltern zu Chalons für Marne; der zwente
aber dem Herrn Abte le Böuf, zu Auxerre zuge-
sprochen.

Im 1738sten Jahre hatte die Akad. den Herrn
de la Barre, einen Bensizer verlohren, dem Herr
Melot gefolget; im 1740sten verlohrt sie den Hn. Abt
Nadal und den Herrn Lancelot, an dessen Stelle
Herr Abt le Böuf kam. Die

Die Zahl der Artikel dieses Bandes beläuft sich auf 28 Stücke, und drey Lebensbeschreibungen, des Abtes Anselm, des Marschalls von Estrees, und des Herrn de la Barre. Die Verfasser der erstern sind größtentheils schon aus den vorigen Bänden bekannt. Sie heißen Montfaucon, Freret, Blanchard, Sallier, Nicolai, Chambort, Boze, de la Bastie, Valois, Mahudel, Bon, Sourmont, Souchay, Sevin, Foncemagne, Cürne und Bonamy. Was kann man nun von denselben nicht schönes und gelehrtes vermuthen?

Wir würden ein trockenes Register von den sämmtlichen Artikeln hieher setzen müssen, wenn wir alle benennen wollten. Daher wollen wir nur einige melden, die uns vorzüglich gefallen haben. Gleich der erste handelt von den ägyptischen Göttheiten; z. E. dem Apis, dem Osiris, der Isis, u. d. m. Diese letzte ist auch in Kupfer vorgestellt, und ihr Namen *Myrionyma* erklärt worden.

Der zweyte redet von der Dauer der königl. Generationen bey den Alten. Herr Freret setzt selbige auf 25. bis 30 Jahre fest; und meynet, daß solches fast bey allen Völkern bemerkt worden. Hr. Prof. Gottsched aber setzt ihm in den Anmerkungen Newtons Gründe entgegen, der die Dauer der königl. Generationen in ältern und neuern Zeiten nur auf 18 bis 20 Jahre gesetzt hat.

Der III. handelt von den Bildsäulen der Griechen und Römer, und zeigt, daß die Bildschnitzerkunst, viel eher in Asien und Aegypten, als in Europa

ropa geübet worden. Hier ist eine treffliche Belesenheit in den Alten zu sehen.

Ein Gespräch aus dem Plato, Krito, ist nicht nur im IV. Art. übersetzt, sondern auch schön erläutert: und im V. eine Abhandlung Plutarchs, wie man von seinen Feinden Nutzen ziehen soll, zergliedert, und der Grundtext erklärt. Den Tag, da Pompejus aus Brundisium gegangen, und die Abhandlung von Casars Lägern in Frankreich, übergehen wir; sowohl als die zu Nimes gefundenen Aufschriften; und die fortgesetzten Anmerkungen, über des Mezzabarba Kaisermünzen.

Auch bey den Nachstämpeln auf alten Münzen halten wir uns nicht auf; und die Erklärung eines alten geschnittenen Edelsteins selbst, ist so merkwürdig nicht, als die XIII. Abhandlung von den alten Meilensäulen in Frankreich, darauf bald Milliaria bald Leugæ gezählet sind. Auch hier hat Hr. Pr. G. einige Anmerkungen aus der altdeutschen Litteratur beygefüget. Er zeigt nämlich, daß Hr. Freret das Wort Rasta, welches bey den Alten vorkömmt, nicht so mühsam im Gothischen und Runischen, sondern im Hochdeutschen suchen dürfe; wo rasten noch diese Stunde ruhen, und eine Rast, die Ruhestätte, oder Poststation heißen könne. Eben so zeigt er, daß Leuga, welches auch auf der peutingerischen Charte, und sonst häufig, Lega geschrieben wird, nichts als ein Läger, oder eine Ruhestätte irgend eines Fußgängers bedeuten könne; da es Hr. Freret aus dem cambrischen Leoug, oder Leat, herleiten will, u. d. m.

Im XIV. Art. wird das alte römische Wegemaasß mit den geometrischen Ausmessungen des Herrn Casini in Frankreich verglichen.

Der XV. Art. handelt von der peutingerischen Charte, und enthält viele Zweifel bey derselben, die nach der, unlängst von dem Herrn von Scheyb ans Licht gestellten genauern Ausgabe derselben, größtentheils wezfallen.

Der XVI. Art. will darthun, daß die 70 Dollmetscher ihre Uebersetzung nicht anders, als nach einem punctirten hebräischen Grundtexte hätten machen können. Nun würde zwar dieses die göttliche Eingebung der Puncte, und ihr gleiches Alter mit den Buchstaben noch lange nicht erweisen: da die 70 Dollmetscher lange nach der babylonischen Gefangenschaft gelebet: Allein auch die von ihm angeführten Gründe entkräftet der Hr. Prof. G. durch ein Paar Anmerkungen.

Die Spottnamen der Prinzen in den Geschichten, machen den XVII. Artikel, wie eine Stelle des Plinius den XVIII.; und einige Beobachtungen über den Pausanias den XIX.; eine Anmerkung aber über eine Stelle Thuans den XX. einnimmt. Der XXI. sezet die Geburtszeit Ludewigs des VII. Kön. in Frankreich fest; und der XXII. will die Wörter Austria und Neustria in Frankreich erklären. Hr. Pr. G. aber zeigt auch hier aus der alten Sprache der Normannen, die auf der Stelle von Frankreich, wo Neustria liegt, ihren Sitz genommen, einen wahrscheinlicheren Ursprung dieses Namens.

Nun kömmt ein lustiger Artikel, von Froissards, eines alten französischen Poeten Gedichten, die in einem Bande ungefähr 30000 Verse ausmachen. Da der Verf. dieses Art. den alten Dichtern, auch in Ansehung der Geschichte, einen Werth beyleget: so bestätiaet Hr. Pr. G. in einer Anmerkung solches mit den Beyspielen deutscher Poeten; und bedauert sehr, daß ein solcher alter historischer Dichter von Preussen Jeroschim, aus dem XIV. Jahrh. von der Königsbergischen Schloßbibliothek, von dem sel. Mr. Jordan nach Berlin genommen worden; aber iho daselbst unsichtbar geworden: da doch nur eine fehlerhafte Abschrift davon in Danzig vorhanden ist.

Froissards vornehmstes Gedicht ist das Paradies der Liebe, ein allegorischer Traum, der recht artig ist. Das zweyte ist das verliebte Uhrwerk. Ob dieß gleich eine durchgängige Beschreibung eines verliebten Herzens, nach den Eigenschaften einer Uhr ist: so merket doch der Verf. dieses Artikels, mehr auf die Art der damaligen Uhren; um den Fortgang der Künste zu erklären. 1) Hatte damals das Triebwerk der Bewegung in einer Uhr nur zwey Räder, und das zum Schlagen auch nicht mehr; da iho ein jedes vier hat. Aber die Uhren giengen auch nur 8 Stunden, und mußten täglich drey mal aufgezo gen werden. 2) Zeigte das Zifferblatt damals 24 Stunden, so daß zweymal von 1 bis 12 gezählet ward. 3) Bewegte sich nicht der Zeiger um das Zifferblatt; sondern das Zifferblatt drehte sich gegen einen festen Punct, der zum Zeiger dienete. 4) Daß anstatt der Unruhe, oder des Pen-

duls,

duls, ein gewisses Foliot darinn gewesen, welches zwey kleine Gewichte getragen, dadurch man die Uhr geschwinder oder langsamer stellen können.

Das III. Gedicht heist le Dit de la Marguerite, sodann folgen Schäfergedichte, darinn es ihm sonderlich gelungen ist. *J. C.*

Et puis prirent a caroler *, * zu tanzen.
 Et la bergerette à chanter,
 Une chanson moult nouvellette;
 Et disoit en chançonnette
 Di moi Ansel, si t'ayt Dieux,
 Si je voeil estre t'amiette,
 Oserois-tu demander mieux?

Er machte auch Ringelgedichte: allein, man sieht aus dem allen wohl, daß die französischen Dichter dieser Zeiten nichts feiner gewesen, als unsre Deutschen.

Der XXIV. Art. liefert Anmerkungen zu den typographischen Jahrbüchern des Maittaire. Weil es damals gegen das III. Jahrhundert und Jubelfest der erfundenen Buchdruckerkunst gieng, haben die Herren Pariser auch Untersuchungen von den Alterthümern dieser Kunst angestellet, und es handeln etliche Artikel davon; nämlich außer diesem noch der 25ste und 26ste. Herr Prof. Gottsched machet auch verschiedene Zusätze dazu; sonderlich was den ersten Erfinder Gutttemberg betrifft; dem er mit einem Zeugnisse Johann Schöffers zu statten kömmt, welches bisher nicht bekannt gewesen. Er zeigt auch durch Beyspiele, daß der Büffelkopf im Papiere

piere kein gewisses Merkmaal der ältesten Justischen Druckerrey sey. Ferner bemerket er verschiedene Bücher, deren Jahrzahlen viel zu alt sind, als daß sie wahr und richtig seyn könnten.

Es ist uns gleichfalls ein solches Buch in die Hände gefallen, das ein sehr merkliches Beyspiel davon giebt. Dieß ist die erste gedruckte Ausgabe von Ciceros Officiis, in groß Quart, aus Justs und Schöffers Druckerrey. Es ist ein Abdruck davon auf der königl. Bibliothek zu Dresden, und einer auf der hochgräfl. Bünauischen zu Wötnitz befindlich, die beyde vollkommen schön erhalten sind. Sie haben kostbar mit Gold und Farben eingemalte Anfangsbuchstaben, und führen gleich über dem Anfange des Buches in vier rothgedruckten Zeilen die Ueberschrift: Marci Tullii Ciceronis Arpinatis. zonsulisqz romani. ac oratorum maximi. Ad M. Tulum Ciceronem filium suum. Officiorum liber incipit. Am Ende steht in fünf rothen Zeilen gedruckt: Presens Marci Tullii clarissimum opus. Johannes Fust, Moguntinus civis. non atramento. plumali canna neqz aerea. Sed arte quadam perpulcra. Petri manu pueri mei feliciter effeci finitum. Anno M. cccc. xl. Nun sage uns jemand, der die Geschichte der Buchdruckerkunst inne hat, wie diese sehr deutliche Jahrzahl, die in beyden obgedachten Exemplaren einstimmig ist, wie wir selbst vor vier oder fünf Wochen gesehen, und ich selbst eins davon in Händen haben, ohne einen Druckfehler bestehen könne? Ist nicht durch ein Versehen das letzte x vors l, gekommen; und also aus LX, XL geworden?

Wir müssen abbrechen, zumal da die beyden letzten Artikel Frankreich allein angehen. Dieser Band pranget übrigens mit 8 schönen Kupfern, und ist wie alle vorigen sehr sauber, und auf weißes Papier gedrucket. Nächstens reden wir auch vom VIII. Bande.



VIII.

Der Schwärmer, oder Herumstreifer, eine Sittenschrift, aus dem Englischen, I. und II. Band. Stralsund und Leipzig, auf J. J. Weitbrechts Kosten, 1754. in groß 8. 340 und 352 S.

Der Titel dieses Buches hat das Ansehen, als ob er dem Werke selbst schaden würde. Allein der Inhalt ist so wild nicht, als der Titel. Der Verfasser ist einer von den englischen Nachfolgern des Zuschauers, und zwar einer von den guten. Er hat eine feine Belesenheit in den alten, und in den besten neuern Sittenlehrern. Er selbst denket vernünftig, und drücket sich wohl aus. Ueberdem sind viele in andern Sittenschriften noch unberührte Materien hier ausgeführet. So schwer dieses ist, so deutlich zeigt sich darinn die Fähigkeit eines neuen Sittenlehrers.

Wie es um die Erfindungskraft des Verfassers stehe, das ist gleich aus dem II. Stücke des I. Bandes zu ersehen. Er redet darinn von gewissen Leuten, die es entweder für ihre Schuldigkeit halten, oder

oder sich doch ein Vergnügen daraus machen, die Aufnahme eines jeden gelehrten, oder geistvollen Werkes zu hintertreiben; die bey dem Zugange des Tempels des Ruhmes gleichsam Wache halten, und sich groß damit machen, daß sie der Unwissenheit und dem Neide die erste Nachricht von einer neuen Beute geben.

Daben rath er nun neuen Schriftstellern, diese sogenannten Kritikos einigermaßen zu besänftigen, daß sie auf kurze Zeit von ihrer Wuth nachlassen. Hier bemerkt er, daß Argus vormals durch die Musik eingeschläfert, und Cerberus, durch einen guten Bissen beruhiget worden. Nun glaubt er zwar nicht, daß unsre heutigen Kritiker des Argus Augen haben, oder so stark beißen können, als Cerberus; aber doch eben so wachsam sind, als jener, und eben so laut bellen, als dieser. Er schlägt also vor, daß man sie durch eine Flasche Wein, und eine Abendmahlzeit besänftigen, oder durch etliche Noten der Schmäuchelen einschläfern soll. Und weh dem! der dieß unterläßt. *Experto crede Ruperto.*

Er selbst gesteht, daß er sich niemals weder zur Flucht, noch zum Vergleiche mit ihnen entschließen könne; weil er zweifelt, ob sie mit rechtmäßiger Gewalt wider ihn verfahren können; und ob sie nicht vielleicht mit einer selbst geschmiedeten Vollmacht, als Diener der Kritik, wie sie sich nennen, groß thun; aber gar nicht im Stande sind ihre Urkunde aufzuweisen; ob sie gleich täglich ihre eigene Einfälle für Urtheile eines höhern Gerichts ausgeben.

Nun

Nun machet er eine schöne Allegorie. Die Kritik, saget er, war die älteste Tochter der Wahrheit und des Fleißes. Bey ihrer Geburt ward sie der Gerechtigkeit anvertrauet, und im Pallaſte der Weiſheit erzogen. Da ſie bald wegen ihrer ungemeynen Eigenſchaften bey den Bewohnern des Himmels ſich Hochachtung erwarb, ſo ward ſie zur Hofmeiſterinn der Phantaſie beſtellet, und bevollmächtigt, in dem Chore der Muſen, wenn ſie vor Jupiters Thron ſangen, den Tact zu ſchlagen.

Wie die Muſen ſichs einmal gefallen ließen, dieſe untere Welt zu beſuchen, kamen ſie in Begleitung der Kritik: der die Gerechtigkeit, da ſie von ihrem Geburtsorte herabſtieg, einen Zepter gab, den ſie in ihrer rechten Hand führen ſollte; und deſſen eines Ende mit Ambroſia befeuchtet, und mit goldenem Laubwerke von Amaranthen und Lorberzweigen umfränzet; das andere Ende aber mit Cypreſſen- und Pappel-Laub umwunden, und in die Fluthen der Vergessenheit getaucht war. In der linken Hand trug ſie eine unauslöſchliche Fackel, die von der Arbeit verfertigt, und von der Wahrheit angezündet worden: welche die beſondere Eigenſchaft hatte, einen ſolchen Schein um ſich zu werfen, daß ſie augenblicklich ein jedes Ding in ſeiner wahren Geſtalt zeigte; es mochte gemeinen Augen auch noch ſo ſehr verſtellet ſcheinen. Was die Kunſt nur immer zuſammeneſetzen, oder die Phantaſie vermengen kann, zeigte ſich bey dem erſten Schimmer der Fackel der Wahrheit, in allen ſeinen verſchiedenen Theilen, und

in seiner ursprünglichen Einfachheit. Sie schoß ihre Strahlen durch alle Labyrinth der Sophisterei, und zeigte auf einmal alle die Ungereimtheiten, denen solche zum Zufluchtsorte dienten. Sie drang durch das Gewand, welches die Rednerkunst oft der Falschheit verkaufte; und entdeckte das schlechte Ebenmaaß der Theile, zu dessen Verbergung man künstliche Decken erfunden hatte.

Solchergestalt zu der Ausübung ihres Amtes ausgerüstet, kam die Kritik herab, um die Arbeiten derjenigen zu beschauen, welche sich dafür ausgaben, daß sie sich den Musen gewidmet hätten. Alles, was vor sie gebracht ward, sah sie bey dem unbeweglichen Lichte der Fackel der Wahrheit an; und wenn die angestellte Untersuchung sie überzeuget hatte, daß die Gesetze einer richtigen Schreibart waren beobachtet worden: so rührte sie es mit dem amaranthenen Ende des Zepters an, und überlieferte es dadurch der Unsterblichkeit.

Allein weit häufiger trug es sich zu, daß man in den Werken, die ihr zur Prüfung vorgeleget wurden, einen Betrug versuchet; daß man besonders auf einige Theile mit vieler Kunst und Mühe falsche Farben aufgetragen hatte; daß sich eine versteckte Ungleichheit zwischen den Worten und den Gedanken, oder eine Unähnlichkeit zwischen den Ideen und den wirklichen Gegenständen fand; daß Dinge, die sich nicht mit einander reimten, zusammen gefüget waren; oder daß einige Theile keinen andern Nutzen hatten, als das Ganze dem Scheine nach

nach zu erweitern, ohne etwas zu seiner Schönheit, Gründlichkeit oder Nutzbarkeit beizutragen.

So oft solche Entdeckungen gemacht wurden; und sie wurden eben so oft gemacht, als die Fehler waren begangen worden: so verweigerte die Kritik die Berührung, welche die Versicherung der Unsterblichkeit verlieh. Und wenn die Fehler häufig und grob waren, kehrte sie den Zepter um, und ließ von den Pappeln und Cypressen einige Tropfen von dem Wasser des Flusses Lethe fallen; einen fatalen Mehlthau, der so fort anfieng, die Schrift zu verwüsten, bis sie endlich gänzlich vernichtet ward.

Oft wurden solche Aufsätze der Prüfung der Kritik unterworfen, in welchen, wenn das stärkste Licht auf sie fiel, die Schönheiten und die Fehler, so mit einander vermengt zu seyn schienen; daß die Kritik den Zepter in der Hand wog, und zweifelnd da stand, ob sie Tropfen der Vergessenheit, oder Ambrosia auf sie träufeln sollte. Die Schriften von dieser Art wuchsen endlich zu einer so großen Anzahl hinan, daß sie überdrüssig ward, sich ferner mit dergleichen zweifelhaften Aussprüchen zu bemühen, und, aus Furcht den Zepter der Gerechtigkeit unrecht zu gebrauchen, die ganze Sache der Untersuchung der Zeit überließ.

Das Verfahren der Zeit war zwar sehr langsam; indessen aber doch, einige wenige Eigensinnigkeiten ausgenommen, der Gerechtigkeit gemäß: und viele, die sich durch eine kurze Duldung gesichert hielten, sanken unter ihrer Sichel dahin, da sie eben mit ihren Büchern im Triumphe der Zukunft zueilten.

Merkwürdig war es, daß einige allmählich vernichtet, andere aber durch einen einzigen Stoß zertrümmert wurden.

Die Kritik hatte lange ihr Auge steif auf die Zeit gerichtet, und war zuletzt mit ihrem Betragen so wohl zufrieden, daß sie mit ihrer Freundin Asträen sich der Erde entzog, und dem Vorurtheile und falschen Geschmacke, nebst dem Betrüge und der Feindseligkeit alle Freyheit ließ, nach eigenem Gefallen weit und breit umher zu schweifen. Sie begnüget sich, seit der Zeit damit, daß sie ihren Einfluß auf einige auserlesene Geister, die sich durch Gelehrsamkeit und Tugend, solchen zu empfangen fähig gemacht, ausschüttet.

Vor ihrem Abschiede brach sie ihren Zepher in Stücken, wovon die Splitter, die das ambrosialische Ende ausgemachet hatten, von der Schmäuchelen aufgesamlet wurden: derjenigen aber, die mit dem Wasser aus dem Flusse Lethe benetzt waren, bemächtigte sich die Bosheit mit gleicher Eilfertigkeit. Die Anhänger der Schmäuchelen, unter welchen sie ihr Theil des Zepfers austheilte, hatten und verlangten auch kein Licht, sondern berührten ohne Unterschied alles, was Macht oder Eigennuß ihnen vorlegte. Die Gefährten der Bosheit aber erhielten von den Furien eine Fackel, die diese dem höllischen Lichte eigenthümliche Eigenschaft hatte, daß ihre Stralen bloß auf Fehler fielen.

Und dennoch gewähren
Diese Flammen kein Licht: vielmehr ein sichtbares
Dunkel

Dienet allein, so viele betrübte Scenen zu zeigen.

Milton.

Mit

hat noch immer etwas zu ergänzen, und zu verbessern gefunden, und es wirklich gethan: so daß wir iso, nach dem völligen Abgange der ersten Auflage, mit einer viel vermehrtern und vollständign beschenkt werden.

In der Vorrede eröffnet der gelehrte Herr Verfasser seine Gedanken von der Nothwendigkeit solcher Glossarien von besondern Provinzial Mundarten, und führet solche Gründe an, welche den Nutzen derselben vollkommen ins Licht setzen. Hier kommen viel gelehrte Sachen, von andern, die dergleichen Arbeiten vor ihm entweder bloß gewünschet, oder geliefert haben, vor. Es würde uns zu weitläufig fallen, selbiges zu wiederholen: allein das erklärt der Herr Verf. daß er unter dem Hamburgischen nicht, eben alle zur Schiffahrt gehörigen Wörter verstehen wolle. Sonst aber hat er alles, was in Hamburg insgemein geredet wird, wenn es vom Hochdeutschen abweicht, mitgenommen; ungeachtet selbiges auch außer Hamburg vielleicht im halben oder ganzen niedersächsischen Kreise geredet werden möchte.

Zum Schlusse fertiget der Hr. Prof. R. zweyerley Arten von Leuten ab, die sich über solche philologische Bemühungen aufhalten möchten. Die erste trägt sich hoch, als Leute von viel wichtigern Geschäften, die dergleichen Studien nothwendig für große Kleinigkeiten achten müssen, mit welchen sich kein prägnantischer Mann zu bemengen habe. Sie sehen über einen Wortforscher sehr weit weg, und wollen lieber Sprachverderber seyn, als sich vor Fehlern hüten.

Etliche,

Etliche, die noch jung, und an Wissenschaft sehr dünne sind, spotten nur von Wortklaubern, Enkbenkönigen, u. d. gl. und meynen, man werde sie in der Sachgelehrsamkeit für desto stärker halten, je weniger sie in Sprachen gethan haben. Diesen antwortet Herr Prof. R.

Hat in der Sprachenreich ein Weiser nichts zu thun,
 So mag ja noch vielmehr ein Nasenweiser ruhn.
 „Die andre Art der Gelehrten kann, wie Hr. Pr.
 „R. saget, vor Staub nicht sehen, daß an der Aus-
 „arbeitung der Muttersprache etwas gelegen sey.
 „Sie achten keine Kritik, als die sich mit todten
 „Sprachen beschäftiget. Die Verbesserung der
 „ganzen deutschen Schreibart ist ihnen nicht so viel
 „werth, als einem einzigen alten Scribenten, ein
 „einziges verderbtes Wort, woran sie sich lieber blind
 „sehen, als der Ehre entbehren wollen, es einigermaa-
 „ßen, gewiß, oder ungewiß, zurecht gebracht zu
 „haben. Dieß allein heißt ihnen groß und gelehrt!
 „Alles andre ist unnütz Zeug: bloß weil Sie selbst
 „es nicht sind, die es wissen; und weil sie hinter
 „ihrem Ofen, nach ihrem Geschmacke die Bedürf-
 „nisse der ganzen Welt zuschneiden. Deutsche Ur-
 „kunden und Uebungen kommen in denen geschlosse-
 „nen Schranken eben nicht vor, darinn sich diese
 „Ritter tummeln. Daher reden sie Latein, wie ein
 „Cullius, griechisch, wie ein Demosthenes, und
 „deutsch, wie eine Säugamme. Sie bannen alle
 „Barbaren getrost in die Muttersprache hinein,
 (sollte man doch denken, Hr. Prof. R. hätte seine
 Augen auf einen hiesigen Gelehrten gerichtet) „und

„prophezeihen der wahren Gelehrsamkeit den
 „gewissen Untergang, so bald sie merken, daß
 „die Jugend angeführet wird, auch im Deutschen
 „richtig zu denken und zu schreiben. Sie haben
 „allerdings Verdienste, die man ihnen gern zuge-
 „steht; wenn sie nur glauben möchten, daß noch
 „andre Verdienste möglich sind, die sie nicht
 „haben. Schade wäre es, wenn alle im kritischen
 „Reiche wahrhaftig große Männer zu diesem kleinen
 „pedantischen Haufen gehören sollten! „ So weit
 der patriotische Hr. Richen, der gewiß gewiesen hat,
 daß er auch Griechisch und Latein kann, und den-
 noch das Deutsche liebet. Er führet noch ein lusti-
 ges Exempel von einem Magister in = = = an, der
 sich nicht bereden können, aus des Prinzen Eugens
 Thaten was Großes zu machen: weil es gewiß
 wäre, daß er kein Griechisch verstanden. Er schließt
 so: „Es ist diesen stäubigten Starrköpfen von ver-
 „nünftigen Männern schon manches erbauliches Eh-
 „renwort gesaget worden. Allein, wer kann ihre
 „Eigenliebe dämpfen? Werden sie aufgebracht;
 „so weisen sie die gelehrten Zähne.“

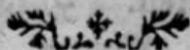
Nun sollten wir aus diesem Idiotico selbst einige
 Beispiele anführen. Allein die Wahl fällt uns
 schwer. Doch, um zu zeigen, daß hier auch oft
 Etymologien hochdeutscher Wörter vorkommen, die
 man sonst unrecht verstehen würde: so wollen wir
 zur Probe das Wort schulen anführen. Hr. Pr.
 Richen erkläret es, durch lauren, lauschen, sich aus
 Furcht, odrr List verborgen halten: dena man saget
 plattdeutsch: he schulet, als en Struukröver; er
 lau-

lauret im Verborgenen, wie ein Strauchdieb. Hievon nun leitet er sehr glücklich das Wort Schulfuchs. Wir müssen seine eigene Worte von der 244 S. hören:

„Schulfuchs. Dieses Wort, weil es dem
 „Schulen nach ganz hochdeutsch ist, würde mancher
 „in einem niedersächsischen Idiotico nicht suchen.
 „Wann ich aber unser ist erklärtes Schulen ansehe:
 „und der gemeinen Redensart nachdenke: he schu-
 „let als een Vos: so finde ich gar nicht, warum der
 „Schulfuchs seines Namens Ursprung nothwendig
 „von der Schule = = = und nicht vielmehr einem
 „schulenden, oder in seinem Loche laurenden Fuchs
 „herhaben sollte. Es ist ja freylich nicht nur in der
 „Schule, sondern in allen Ständen, ein Pedant
 „von solcher Art, daß er aus seinem Winkel
 „argwöhnisch auf alle Leute lauret, ob auch je-
 „mand seinen eingebildeten Vorzügen zu nahe
 „kommen, oder seinem Solipsismo einzugreifen sich
 „erkühnen werde. u. s. w.,“ Solche Anmerkungen
 und Erklärungen kommen nun noch viele vor.

Ein vierfacher Anhang machet den Beschluß. Der I. ist eine Dialectologia Hamburgensis.

Der II. Hrn. Pastor Zieglers Sammlung dietmarscher Wörter und Redensarten. Der III. eine Nachricht von dem seltenen Buche Teutonista, Gerhardi de Schweren. Der IV. eine Abhandlung von dem Catholico Joannis de Janua, und dessen unterschiedlichen Ausgaben. Alle dieselben haben wir mit Vergnügen gelesen.





X.

Zwölf heilige Charfrentags - Reden,
 über die denkwürdigsten Umstände bey dem
 Tode des Erlösers, in den Jahren 1742. bis 1753.
 gehalten, und mit einer Vorrede des Herrn Ober-
 Consistorialraths Burgs, dem Drucke übergeben,
 von M. Nikolaus Kelz, der hochgräf. fürstensteini-
 schen Stadt Waldenburg Oberpf., der kön. D. G.
 zu Königsberg, und der Ges. der fr. K. zu Leipzig
 Mitgliede. Breslau, bey J. J. Korn. 1754.
 in gr. 8. 425 S.

Herr M. Kelz gehöret mit zu den beredten
 geistl. Lehrern, die diesem Jahrhunderte
 Ehre machen. So wenig wir uns also sonst
 um bloße Predigten, die nichts mehr als Predigten
 sind, bekümmern können: so wenig können wir diese
 Charfrentagsreden übergehen. Man sieht es wohl
 überall, daß der Herr Verf. mit einer natürlichen
 Gabe zur Beredsamkeit gebohren, und auf den
 Spuren eines großen Minors und Burgs, ein
 wirklicher geistlicher Redner geworden ist.

Seine Erfindungen der Hauptsätze zeigen schon,
 daß er rednerisch denkt. Sie sind folgende: 1) die
 Gemeine der Heiligen bey dem Kreuze Jesu. 2)
 Christus unter dem Kreuze, auf dem Wege nach
 Golgatha. 3) Das schönste Loos von Christi Klei-
 dern des Heils. 4) Christus der größte Redner,
 in seinen sieben Worten. 5) Die hohepriesterliche
 Hauptsneigung am Kreuze. 6) Die bestimmte
 Todes.

Todesstunde des großen Lebensfürsten. 7) Die re-
 dende Natur bey dem geschlossenen Munde Jesu.
 8) Gerührte Herzen unter dem Kreuze Jesu. 9) Das
 Kreuz Christi dreyfach betrachtet. 10) Der blutige
 Jesus. 11) Das letzte Wort des sterbenden Erlö-
 sers, und 12) Christus der Gekreuzigte, zwischen
 zween Mördern.

Man kann leicht denken, daß ein lebhaft gerühr-
 ter Geist bey solchen Gegenständen die beweglichsten
 Gedanken und Vorstellungen wird hervorgebracht
 haben. Aber auch der Ausdruck fehlet unserm ge-
 übten Redner nicht. So wenig er sich in die Wol-
 ken versteigt, oder durch witzige Künsteleyen die
 Ohren zu kitzeln suchet: so gerade dringet er durch
 den Verstand ins Herz. Seine Schreibart ist re-
 gelmäßig und nachdrücklich, wohl gefasset und natür-
 lich. Er redet gut und schön, nicht weil er solches
 thun will; sondern weil er nicht anders kann, und ihm
 die Worte von sich selbst zufließen, Gedanken, die er
 glaubet, und Regungen, die er fühlet, kräftig vorzu-
 tragen.

Es wird sich also ein geistlicher Passionsredner
 keine kalte Muster seiner Andachten anschaffen, wenn
 er sich diese Charfreytagsreden erwählet. Aber es wird
 auch ein jeder Christ dadurch sich mit Rührung er-
 bauen können, wenn er sie die Passionszeit hindurch
 zu seinen Andachten bestimmen will.



Plutarchs Lebensbeschreibungen der
 berühmtesten Griechen und Römer, mit ihren
 Vergleichen, aus dem Griechischen übersezt, und
 mit

mit Anmerkungen versehen, von M. Joh. Christoph Kind, achter und letzter Theil. Leipzig, verl. B. Ch. Breitkopf 1754. 8. 620 S.

Nun können wir uns endlich rühmen, alle Leben und Vergleichen berühmter Männer, die Plutarch beschrieben, auch in einer guten deutschen Uebersetzung zu haben. Hr. M. Kind hat getreulich bis ans Ende ausgehalten, und nunmehr auch den achten und letzten Theil geliefert. Dieses sehr nützliche und angenehme Buch, wird nunmehr ein treffliches Handbuch derer werden, die in ihren Nebenstunden lieber, die großen Leute der alten Welt etwas näher kennen lernen, als ihre Zeit mit läppischen Romanen verderben wollen. Kriegsbediente, Edelleute, Hofleute, ja selbst verständige Kaufleute und Landjunker können sich in diesem Werke eine sehr reizende Kurzweile machen, und beynah das ganze griechische und römische Alterthum kennen lernen.

Die tugendhaftesten und lasterhaften Exempel und Begebenheiten sind hierinn enthalten: wiewohl doch immer die erstern die Oberhand haben. Sonderlich enthält dieser letzte Band, die Leben eines Demetrius Polynorketes und Marcus Antonius, eines Dions und Marcus Junius Brutus, eines Artaxerxes und Aratus in sich. Da nun die beyden ersten recht häßliche lasterhafte Leute gewesen: so entschuldiget sich Plutarch gleich Anfangs deswegen. Er saget, es würde zur Erhebung der Tugend dienen, wenn ihr, wie dem Lichte, auch einige Schatten der Laster entgegen gestellet würden. So ein vernünftiger Geschichtschreiber ist Plutarch. Ob er wohl ein Heide war, so schrieb er

er doch seine Historie nicht, die bloße Neugierde der Leser zu vergnügen, vielweniger ihre lasterhafte Neigungen zu küheln und zu nähren; sondern in allen Stücken der Tugend zu dienen.

Er ist aber darum kein trockener und verdrüßlicher Scribent zu nennen. Nein, es herrschet eine große Abwechselung in seinen Leben. Er mischet zur Belustigung seiner Leser auch allerley Zwischenerzählungen ein, die sehr angenehm sind. Z. E. Bey Gelegenheit des Timonium, welches sich Antonius in Aegypten bauete, um als ein Menschenfeind sein Leben zu beschließen, berichtet er uns: wer Timon, der atheniensische Menschenfeind gewesen, und erzählet allerley lustige Streiche von ihm. Und so findet man noch mehrere Begebenheiten des Alterthums eingeschaltet.

Die Uebersetzung des Hrn. M. Kinds ist getreu, ungezwungen, und angenehm zu lesen. Seine Anmerkungen sind zwar nicht häufig, aber nützlich den Verstand des Textes aufzuklären.



XII.

Ausführl. Anweisung zu den mathematischen Wissenschaften worinnen die Rechenkunst, Geometrie, und Trigonometrie in einer natürlichen Ordnung erkläret, und der Zusammenhang derselben, mit der praktischen Geometrie und bürgerlichen Baukunst deutlich gezeiget wird, von M. Joh. Jak. Hentschen. Leipzig verl. Joh. Gottfr. Dyck 1754 in 8. 332 S. mit Kupfern.

D obwohl es nicht zu läugnen ist, daß wir dem sel. Kanzler Baron von Wolf ein großes Licht in den mathematischen Wissenschaften zu danken haben: so ist es deswegen doch nicht verbotnen, daß auch andre ihre Kräfte im Vortrage derselben versuchen dürften. Die deutliche und natürliche Lehrart, die der sel. Freyherr zuerst in den deutschen Vortrag dieser Wahrheiten gebracht, haben dieselben ungemein erleichtert, und die Jugend gleichsam spielend hineingelockt; etwas zu lernen, das ihnen ein Sturm, oder wer sonst Anleitung dazu gegeben hatte, nur verdrießlich gemachet hatten.

Wie indessen die Menschen so beschaffen sind, daß sie die Abwechslung lieben, und nicht lange bey einer Lehrart bleiben können: so sehnen sie sich auch in der Mathematik selbst, nach einem andern Vortrage eben derselben Wahrheiten. Die Söhne dächten Wunder, wie schlecht sie angeführet würden, wenn sie noch, wie ihre Väter, über Wolfs Anfangsgründe die Mathematik hören sollten. Was neu ist, ist doch immer besser! Scilicet: ungeachtet die Mathematik in ihren Grundwahrheiten immer einerley bleiben muß. Nun wohlau! Wer der wolfischen mathematischen Lehrart überdrüssig, oder ohne sie zu kennen, gram ist, der brauche unsers Hrn. M. Hentschens Anweisung zu den nöthigsten Theilen der Mathematik.

Es ist ein Vorzug unsrer hohen Schule, daß wir auch geschickte Privatlehrer von allen Wissenschaften haben, die auf einer jeden andern Universität hervorleuchten würden. Herr M. Hentsch ist ein solcher,

solcher, und hat sich schon durch verschiedene lateinische Schriften als dergestalt gewiesen. Iho giebt er auch denen, die sich mehr auf die praktische Mathematik legen, eine sehr brauchbare Anweisung dazu. Er enthält sich der äußerlichen Gestalt der mathematischen Methode, um Einfältigen nicht durch die so fürchterlichen Wörter, Erklärung, Grundsatz, Lehrsatz, Beweis, Zusatz, Heischesatz, Lehnsatz, Anmerkung, eckelhaft zu werden. Nun können sie die Mathematik wie ein ander philosophisch Buch lesen. Die Klugheit eines Gelehrten fodert es zuweilen, allen allerley zu werden. Indessen ist doch der Gründlichkeit und Ueberzeugung hier nichts vergeben: und man wird, von allem einen zulänglichen Unterricht finden.

* * * * *

XIII.

Neue Fabeln und Erzählungen, nebst einer Vorrede Sr. Wohlgeb. Hn. Dan. Wilh. Trillers, Phil. & Med. D. könipl. poln. und chursächf. Hofraths ꝛc. ꝛc. Leipzig und Bremen, bey Jägern 1752. in 8. 456 S.

Wer iho klaget, daß wir in Deutschland einen Mangel an Fabeln und Erzählungen haben, der muß ein Fremdling in den Buchläden seyn. Auch der ungenannte Herr Verf. dieser artigen Sammlung tritt den übrigen bey. Er ist ein Verehrer von des berühmten Herrn Hofrath Trillers Fabeln, und hat dieselben hauptsächlich nachzuahmen gesucht. Hieraus sieht man schon, daß er auf dem rechten Wege sey, vernünftig und natürlich zu dichten: welches Zeugniß ihm auch der Herr Hofrath in der Vorrede giebt.

Es ist zwar gewiß, daß sie nicht alle gleich gerathen: und wer will das in einer Menge von 2573igen fodern? Allein jede Art von Lesern wird doch viel nach ihrem Sinne finden. Wir wollen ein Paar kurze zur Probe geben. Die 241 heißt:

Die Seifenblase.

Eine prächtge Seifenblase
 Sprach zu einem Kugelglase:
 Freund, was dünkt dich, ziert mich nicht
 Ein bewundernswerthes Licht?
 Sollten meiner Farben Prangen,
 Mein Smaragd und mein Rubin,
 Und der Flächen goldnes Glühn,
 Nicht vor allen Ruhm erlangen?
 Ja, ich weis, der Stral des Lichts,
 Der mich malt, wird selbst dem Glase,
 Bald = = doch hier zersprang die Blase,
 Und zerfiel in leeres Nichts.

* * *

Wenn die stolzen Praler rasen,
 Denket an die Seifenblasen.

Die 257. Das neugemalte Bild.

Ein Maler stellt ein Bild zur Schau,
 Man untersucht es ganz genau,
 Um etwan Fehler anzudeuten:
 Jedoch das Bild gefällt den Leuten,
 Das Hauptwerk war sehr wohl gemacht,
 Drum gab man nicht auf Kleinigkeiten acht,
 Und pries vielmehr des Malers Stärke.
 Nur einer rief: Weg mit dem Werke!
 Die Müh ist übel angewandt:
 Das Bild erscheint mir immer schwächer;
 Der Rock zeigt ja mehr Knöpf als Löcher!

* * *

Wer tadeln will, der tadle mit Verstand.

Auch die Lehre der 107ten hat uns gefallen:
 Ein Misanthrop pflegt oft auf uns zu schmähn:
 Was ist für Rath? Man läßt den Narren gehn.

